Inhaltsverzeichnis

Kindheit und Jugend in Linden

1 **Vorwort**
Linden 1944 bis 1964 und ein bißchen drumherum

Der erste Lebenskreis, die Familie

2 Sauberes Linden -
Kein Bad daheim,
aber »Städtische Bäder« am Küchengarten

3 Unser Taxi und die Mordsache Unterberg

Der zweite Lebenskreis, der „Kiez“

4 Nachkriegsjahre in der Rampenstraße

5 Kinderspiele in der Rampenstraße

6 „Die Bahn“

7 Nachkriegsjahre in der Dieckbornstraße –
zwischen Rampen- und Wittekindstraße

8 Nachkriegsjahre in der Dieckbornstraße –
zwischen Wittekindstraße und Pariser Platz

Der dritte Lebenskreis, die Schulen

9 Drängelei in der Lindener Grundschule

10 Non scholae sed vitae discimus

Der vierte Lebenskreis, die Kirche

11 St. Martin und die Jugendarbeit

Der fünfte Lebenskreis, nur noch zu Besuch in Linden

12 Der Tod im Ihmezentrum - A Capella

13 **Nachwort**
War das alles?

Ich (⇨ oben) photographiere gern und viel. In einigen Beiträgen sind die Photos integriert, in anderen habe ich dafür lediglich den Link in einer Fußnote angegeben. Übrigens: Ich mag Fußnoten.

Vorwort, Linden 1944 bis 1964, und ein bißchen drumherum

Ein Lindener Butjer? Nun ja, in Linden bin ich aufgewachsen. Meine Großmutter meinte immer mit stolzem Unterton, ich sei einer. Ob aber sie, selber aus Celle stammend, beurteilen konnte, was einen Lindener Butjer[1] ausmacht, weiß ich nicht, auch nicht, ob ich einer bin. Doch es gibt eine gewisse Anhänglichkeit, die andere Leute vielleicht Heimatgefühl nennen würden. Mein Weg führt mich immer wieder nach Hannover und fast immer gehe ich dann auch durch Linden und „besichtige“ meine Vergangenheit. Als die Frage auftauchte, wie und wo ich meinen 70. Geburtstag feiern wollte und unsere Kinder schon einige Ideen hatten, sagte ich in Hannover-Linden und organisierte eine *Linden-Matinee*[2] – und der Gemeindesaal der St. Martinskirche wurde „proppenvoll“, lauter Lindener! Ich habe mich in dieser *Geschichtswerkstatt* sehr wohl gefühlt. Schön war auch, daß die Linden-Matinee so etwas wie ein Vorprogramm für das Jubiläum *Linden – 900 Jahre* im kommenden Jahr wurde.
Doch was sind meine 20 Jahre in Linden gegen 900 Jahre! Nur ein kleiner Mosaikstein – aber ein wichtiger Teil meines Lebens. Wenn nun der Titel dieser Textsammlung Kindheit und Jugend in Linden heißt, so geht es nur um meine Kindheit und Jugend, wie ich sie erlebt habe.

Wir haben uns beide sehr verändert, Linden und ich. Was ich damals unmittelbar, sozusagen distanzlos erlebt habe, weicht nun einer Betrachtung von außen, wenn auch durchsetzt mit persönlichen Reminiszenzen, die mich auch heute noch innerlich berühren können. Ich möchte jedoch mein Augenmerk eher auf Aspekte legen, die ich für zeittypisch halte und nicht so sehr persönliche „Döntjes“ erzählen, wenn auch die Geschichte lustig sein mag, in der ich als etwa Vierjähriger einem Erwachsenen, der mir zu Unrecht den Hintern versohlt hatte, ganz höflich „Sie Arschloch, Sie!“ hinterherrief und ich damit Recht hatte.

Begonnen hatte meine gründlichere Rückschau mit alten Fotos, die ich bei Flickr einstellte: „Wir in der Rampenstraße“[3]. raus erwuchsen neue Kontakte, alte wurden wiederbelebt. Bei meiner Arbeit mit ehemaligen Heimkindern stellte sich zudem zufällig heraus, daß eine Dame, mit der ich häufiger telefonierte, aus der Fössestraße stammte und wir viele gemeinsame Bekannte hatten. Längst vergessene Namen konnte ich nun Personen zuordnen, an die ich mich erinnerte. Meine Erinnerungen „wuchsen“ und wurden lebendig. Doch das garantiert nicht unbedingt für ihre Richtigkeit. Ein mich bis heute frappierendes Beispiel ist im Kapitel Schulen zu finden.

[1] http://de.wikipedia.org/wiki/Butjer
[2] http://dierkschaefer.wordpress.com/2014/02/09/privat-offentlich-lindenmatinee-zum-70/
[3] https://www.flickr.com/photos/dierkschaefer/2950829959/in/set-72157605061052271

Doch nun zur Sache. Ich wuchs in unterschiedlichen Lebenskreisen[4] mit geringer oder gar keiner Schnittmenge auf. Das war mir damals nicht bewußt.

Ich lebe mein Leben in wachsenden Ringen

Zunächst der **Lebenskreis Familie.** Der ist sachbedingt sehr persönlich; inwieweit er auch zeittypisch war, kann ich nicht recht beurteilen. Er sei darum nur knapp skizziert.
Erst bei meiner Präsentation[5] anläßlich meines 70. Geburtstages[6] lernte ich, daß meine Familie für Linden typisch ist, denn sie stammt nicht aus Linden. Das zeigte Michael Jürging in seinem Vortrag „Soweit hätte es nicht kommen müssen – 900 Jahre Linden". Lindens Bevölkerung hatte einen rasanten Anstieg mit dem Aufkommen der Industrie genommen[7]. So kamen meine Urgroßeltern aus Oberhausen im Ruhrgebiet, meine Großmutter aus Celle, mein Vater aus Netphen im Siegerland[8], erst meine Mutter ist in Linden geboren, in der Pavillonstraße[9]. 1929 zogen meine Großeltern in die Rampenstraße.

Mein Vater ist „im Krieg geblieben", wie man damals sagte. Genauer: Er war „vermißt", in Jugoslawien. Wie viele meiner Altersgenossen war ich nicht nur ein Kriegskind[10], sondern auch ein Kriegsurlaubskind und wuchs, auf Stapel gelegt 1943, ausgelaufen 1944, als Halbwaise mit Mutter und Oma auf. Meine Oma war eine sehr durchsetzungsfähige Person, so daß sie die Vaterrolle immerhin teilweise übernehmen konnte. Sie hielt uns alle mit ihrer Näherei über Wasser, denn meine Mutter erhielt erst 1950 zum ersten Mal den Dank des Vaterlandes inform einer Witwenrente. Wir waren also zu dritt in der knapp 45 m² großen Wohnung in der Rampenstraße 11A, ohne Bad, ohne Kinderzimmer; das 8 m² kleine Wohnzimmer ohne direkten Kaminanschluß wurde nur selten benutzt, war aber in der ersten Nachkriegszeit untervermietet. Ich erinnere mich noch an eine Musikstudentin, die auf unserem kleinen Sofa übernachtete. Zum Glück war sie selbst auch recht klein. Zur Wohnsituation ⇨ „Sauberes Linden – Kein Bad daheim, aber »Städtische Bäder« am Küchengarten".

Der erweiterte Familienkreis war klein: Die Verwandtschaft meines Vaters war weit weg im Siegerland. Der Name kam mir nie komisch vor, obwohl Deutschland doch kein Siegerland war. Dann die Verwandtschaft meines Opas in Hannover: fast nur Großonkel und Großtanten. Schließlich die Schwester meiner Oma in Celle mit Kindern und Kindeskindern. Mit einigen Verwandten in Hannover traf man sich auch außerhalb von Familienfeiern. Mein Onkel Heini[11] am Ballhof erzählte dann von seinen Erlebnissen aus dem ersten Weltkrieg und gab pornographische Judenwitze aus dem Stürmer zum Besten. Verwandte sind eben Leute, die man sich nicht ausgesucht hat.

---

[4] Rilke, Ich lebe mein Leben in wachsenden Kreisen … http://rainer-maria-rilke.de/05a002lebensringe.html
[5] Die Vortragsfolien sind auf dieser Webseite in der Rubrik „Lebensraum Linden" am Schluss des Beitrags „Lindenmatinee zum Siebzigsten" als pdf-Datei zu finden. Sie können als illustrative Ergänzung zur vorliegenden Textsammlung benutzt werden.
[6] http://dierkschaefer.wordpress.com/2014/02/09/privat-offentlich-lindenmatinee-zum-70/
[7] Relief an einer Fabrikantenvilla in der Niemeyerstraße:
https://www.flickr.com/photos/dierkschaefer/9041782062/in/set-72157605061052271
[8] Mein Urgroßvater hatte eine Arbeitsstelle an der Gasanstalt am Ihmeufer bekommen und meinen Vater hatte es aus dem Siegerland als Berufssoldat nach Hannover verschlagen.
[9] https://www.flickr.com/photos/dierkschaefer/3502270590/in/set-72157605061052271 auf dem Balkon die Urgroßeltern. Darüber die erste Wohnung meiner Großeltern. Das Haus heute:
https://www.flickr.com/photos/dierkschaefer/4948312904/in/set-72157605061052271
[10] Was ein Kriegskindschicksal bedeuten kann, habe ich viel später in einer Tagungsreihe erfahren, die ich in der Evangelischen Akademie Bad Boll leitete.
http://www.kriegskinder.de/downloads/pdfs/kriegskinderkongress_frankfurt.pdf
[11] Mit seiner rotblonden „Hitler-Rotzbremse" hätte er wohl den besseren Arier abgegeben.

Und daheim? Immer Geldsorgen. Die Hungerzeit, in der wir „trocken“ Brot in der Pfanne rösteten, habe ich noch in Erinnerung. Es gab Lebensmittelmarken, Ausgabestellen für Kleidungsstücke, meine Holzschuhe, das eine Paar sogar mit Gelenk in der Sohle. Ich habe auch noch das Bild vor Augen, wie meine Mutter und meine Oma im Keller einen mittleren Baumstamm auf dem Sägebock zersägten. Und schließlich das Taxigeschäft meiner Oma, das nie ein Geschäft war. Die Fahrer kamen in unsere Wohnküche und gehören für mich in der Erinnerung zur Familie. Sie erzählten von der Welt draußen – und ich hörte zu. Das Kapitel ⇨ „Unser Taxi und die Mordsache Unterberg“ greift einige Aspekte dieser Vergangenheit, besonders aber meiner Vorvergangenheit auf.

Die Rampenstraße und die Dieckbornstraße waren **der zweite Lebenskreis,** das, was man heute „Kiez“ nennt. Dazu gehörten die anderen Kinder, aber auch die Erwachsenen und die Geschäftsleute in der Umgebung. Die frühe Nachkriegszeit in der Rampenstraße scheint mir recht zeittypisch gewesen zu sein und auch die Kinderspiele. ⇨ die Kapitel zur „Rampenstraße“ und ⇨ „Die Bahn“.
Durch die Dieckbornstraße führten fast alle unsere Einkaufswege. Sie war trotzdem negativ besetzt. Dort wohnten die „Schmuddelkinder“. ⇨ Die Kapitel über die „Dieckbornstraße“.

Dann die Schulen, Pestalozzischule (⇨ „Drängelei in der Lindener Grundschule“) und Humboldtschule, (⇨ „Non scholae sed vitae discimus“) als **dritter Lebenskreis**. Merkwürdigerweise war nach meiner Erinnerung niemand von meinen Spielkameraden aus der Rampenstraße in der Grundschule mit mir in einer Klasse. Vom Gymnasium weiß ich es gewiß. Da gab es in meiner Schulzeit niemanden aus unserer Straße, auch nicht in Parallelklassen.

Auch der **vierte Lebenskreis** steht für sich: ⇨ „St. Martin und die Jugendarbeit“. Es gab kaum Überschneidungen mit den Spielkameraden, und überhaupt keine mit den Schulkameraden. So war es und ich habe damals nicht darüber nachgedacht.

Der **fünfte Lebenskreis** (in Linden) war nicht mehr so ganz meiner. Den Umzug von der Rampenstraße ins Ihmezentrum[12] habe ich zwar mit vorbereitet, organisiert und begleitet, doch zu der Zeit lebte ich längst in Tübingen, war dort berufstätig, hatte Frau und zwei Kinder. Im Ihmezentrum waren wir noch besuchsweise bei meiner Mutter und meiner Oma. Natürlich habe ich aus der Ferne die zunehmenden Schwierigkeiten im Ihmezentrum miterlebt bis hin zur jetzigen Umbauruine. In meinem Photostream bei Flickr habe ich den Niedergang dieser einst von städtischem Leben erfüllten Betonburg dokumentiert[13]. Die emotionale Distanz ist gewachsen. Das Photo aus P 1, dem Parkdeck 1 mit Zugang zu Ihmeplatz 8[14] erinnert mich nur noch kognitiv an mein Erlebnis, das ich in ⇨ „Der Tod im Ihmezentrum“ beschreibe.

Insgesamt möchte ich hier keine Kindheits-, Stadtteil- oder Heimattümelei betreiben. Als Kinder haben wir die Nachkriegszeit[15] und ihre Ausläufer bis in die 60er Jahre hinein naiv und distanzlos erlebt. Der geschichtliche Hintergrund erhellte sich erst später, auch wenn er fast subkutan auch unser Selbstverständnis prägte. Ich bin im Kapitel ⇨ Unser Taxi … auf einige Aspekte eingegangen.

---

[12] https://www.flickr.com/photos/dierkschaefer/8749125885/in/set-72157605061052271
[13] http://www.flickr.com/search/?w=26480501@N06&q=Ihmezentrum
[14] https://www.flickr.com/photos/dierkschaefer/4944952155/in/set-72157605061052271
[15] Erhellend ist der Wiki-Artikel. Er informiert über das, was außerhalb des engen Rampenstraßen- oder Linden-Blickwinkels auch das Leben von uns Kindern bestimmt hat.
http://de.wikipedia.org/wiki/Nachkriegszeit_nach_dem_Zweiten_Weltkrieg_in_Deutschland

Eine Bemerkung zu den Texten: Einige der Texte sind früher und unabhängig von dieser Sammlung entstanden. So erklären sich ein paar Überschneidungen, die ich nicht harmonisiert oder ausgeschieden habe. Man möge sich bitte nicht darüber wundern.

Sauberes Linden, Kein Bad daheim, aber »Städtische Bäder« am Küchengarten

»Städtische Bäder« steht auf dem großen Klinkersteinhaus am Küchengarten zwischen Haasemann- und Stephanusstraße.

Erinnerung an den großen Warteraum im 1. Stock. Dicht gedrängt, Männer links, Frauen rechts, saßen wir sonnabends oder vor Feiertagen auf den Holzbänken, - wenn wir Kinder nicht stehen mußten. Jeder hatte seine kleine Tasche mit Seife und Kamm dabei.

Wieviel man bezahlen mußte, weiß ich nicht mehr. Danach jedenfalls bekam man ein Pappkärtchen mit einer Nummer – und wartete. Die meisten auf die Dusche, wenige auf ein Wannenbad; das war deutlich teurer.

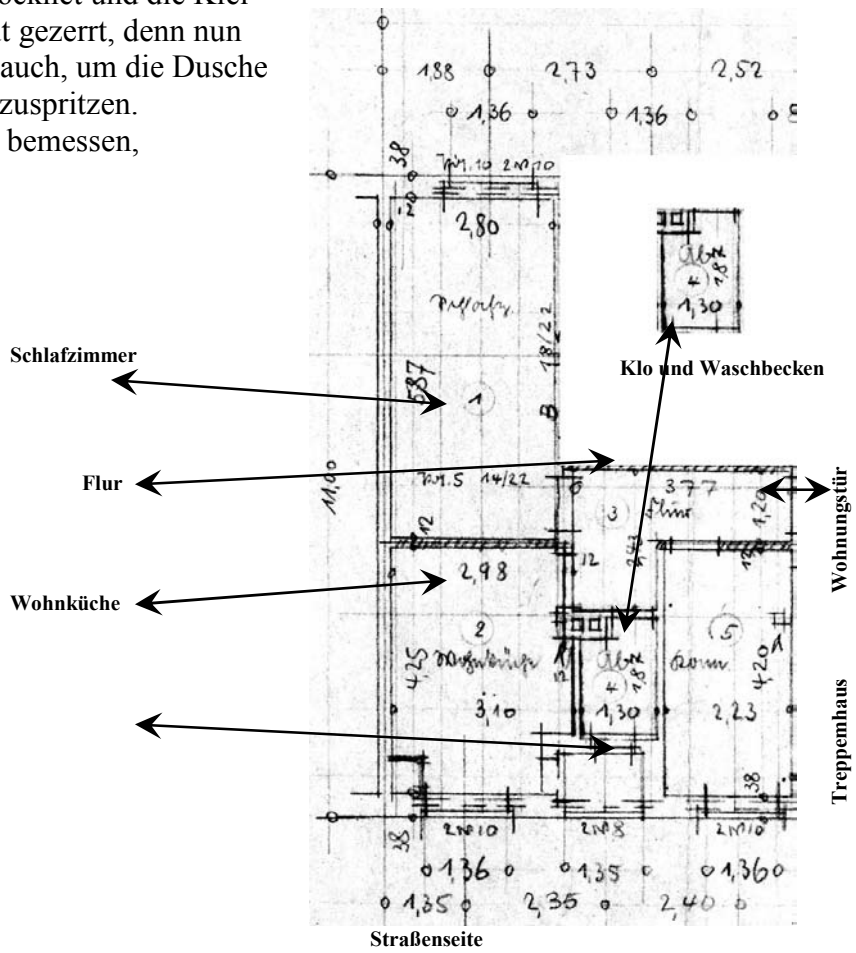
Aufgerufen wurde schubweise. Der vierschrötige Bademeister gab den Weg in die engen, weißgefliesten Duschkabinen frei: schnell ausziehen, unter die Dusche, Haare waschen, Körper einseifen – und während man die Seife abspülte, kam auch meist schon der militärisch knappe Befehl: *Duschen abstellen!* Also schnell, fertig duschen, sonst kam der Kerl rein. Hastig abgetrocknet und die Kleidung über die noch klamme Haut gezerrt, denn nun kam er wirklich mit seinem Schlauch, um die Dusche für den nächsten „Badegast“ auszuspritzen.

Die Duschzeit war immer knapp bemessen, auch wenn kein Andrang war.

Von Baden und Wohlfühlen konnte natürlich keine Rede sein.

Es war eher ein Vorgeschmack auf die erste Autowaschstraße, die später in der Podbi eröffnet wurde.

Ein Döntje auf der nächsten Seite unten.

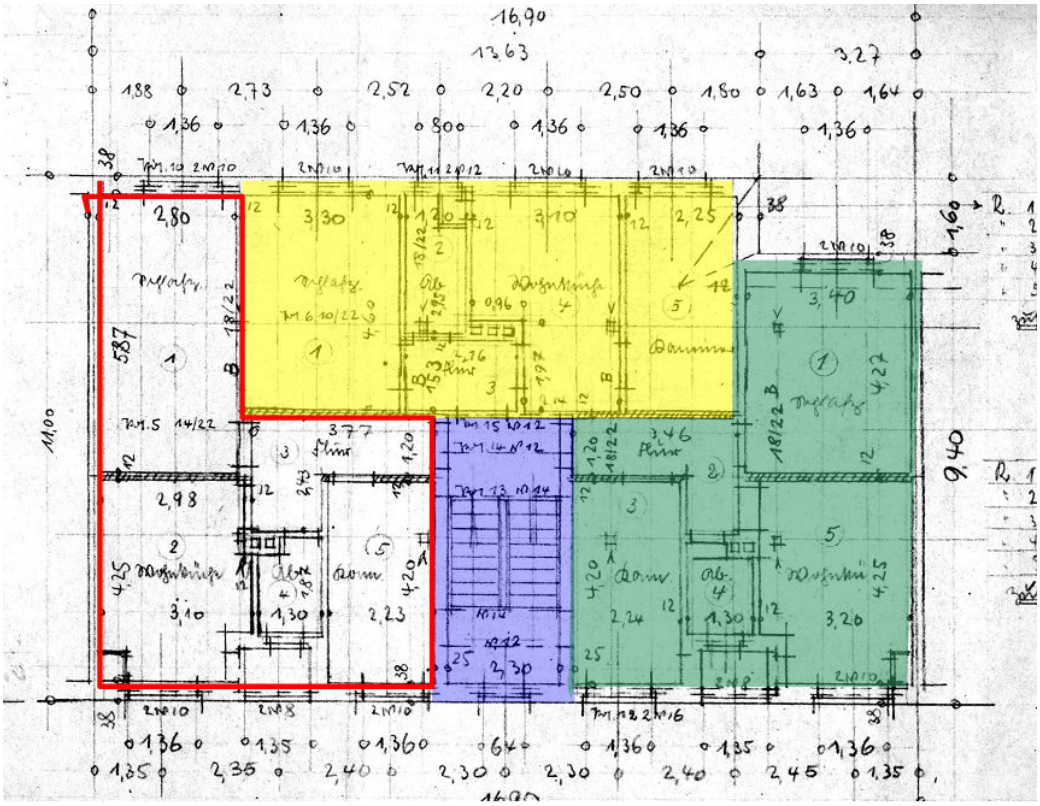


So stand es um die Sauberkeit der Menschen im Arbeiter-Linden. Auch unsere Wohnung hatte kein Bad, sondern eine Toilette mit Waschbekken auf nicht einmal 2,5 m². Das reichte für Arbeiterwohnungen, meinten die Stadtväter damals. Unsauber waren die Menschen trotzdem nicht. Doch das einzige Klo und die Waschgelegenheit in einem kleinen Raum, da gab es denn doch manchmal Probleme. Wir waren nur zu dritt, aber in unserem Haus wohnten auch 5-köpfige Familien.
15 Parteien wohnten im Haus.[1]

Unsere Wohnung in der Rampenstraße 11A

3 Wohnungen pro Etage

Etagengrundriß
Hofseite



Tagsüber hatten die Bademeister der Städtischen Bäder offensichtlich auch Gefallen an einem Männerspaß: Der Taxistand am Küchengarten war genau vor der Badeanstalt. Die Taxifahrer warteten in langer Reihe auf Kundschaft. Immer wenn das erste Taxi weg war, rückten alle einen Platz vor. Da konnte man ja zwischendurch auch eine Dusche nehmen, denn die Kollegen schoben den Wagen weiter.[2] Tagsüber kam man gleich dran. Eines Tages ging *Schmiernippel* duschen. Zwei Kollegen hinterher. Ein kurzes Gespräch mit dem Bademeister, der schmunzelte, füllte einen Eimer mit kaltem Wasser, schloß die Duschentür auf und Schmiernippel bekam von seinen Kollegen einen kalten G(r)uß. Zurück am Stand wurde er mit großem Hallo empfangen.
Ich habe die Geschichte selber von einem Taxifahrer gehört.

[1] Was waren das für Leute? Aus Erzählungen kannte ich noch viele der Bewohner, die im Adreßbuch von 1935 aufgeführt aber inzwischen verzogen waren. 1960 sahen die Einträge zu den Namen so aus: Bäcker, „Frau“, Kraftdroschkenbetrieb, Arbeiter, Handelsvertreter, Kalkulator, Stenotypistin, Angestellter, Witwe, Rentner, Klempnermeister, Werkstattleiter, Straßenbahnfahrer, Friseur, Schuhmacher, Rentnerin, Erheber, Bierfahrer. Lauter „kleine Leute“, wie zu Anfang; sozialer Wohnungsbau.
[2] Viele hatten übrigens Spitznamen: *Schmiernippel, Heiratsschwindler, Schmöke, Rohrleger, Kunstpfeiffer.*

Unser Taxi und die Mordsache Unterberg

Unser Taxi war ein bedeutender und belastender Bestandteil unseres Lebens. Die (damalige) Rufnummer[1] 6 15 15 habe ich immer noch im Kopf, so wie die vielen Gespräche mit den Taxifahrern, die in unserer Wohnküche auftauchten und erzählten. Ich saß als Kind staunend dabei. Sie brachten – neben ihren Kriegsgeschichten – auch Neuigkeiten aus Hannover mit. Da hatte die Polizei am Bahnhof „Koks“ beschlagnahmt, ein weißes Pulver; daß das Kokain war, wußte ich nicht. Sie erzählten Döntjes aus ihrem Alltag, so das Erlebnis in den Städtischen Bädern (⇨ Sauberes Linden). Das Auto stand manchmal stundenlang vor unserem Haus und verdiente kein Geld.

Im Nachhinein denke ich, daß alle in der Nachkriegszeit solche Gespräche brauchten, denn die bei Verwandtenbesuchen waren ähnlich. Gespräche als Narkotikum. Sie lenkten von der tristen Realität ab, selbst wenn über die Fürchterlichkeiten der Vergangenheit gesprochen wurde. Doch soweit diese Fürchterlichkeiten nicht lange zurücklagen, betrafen sie nicht die der Nazizeit[2]. Da war nur die Rede von den Fliegeralarmen, von Bunkergeschichten oder von den Hamsterfahrten. Es war eine Gesellschaft aus Tätern, Tatgehilfen, Mitläufern und Mitwissern, zutiefst verkommen. Man redete, um nicht zu erzählen.[3] Dafür dröhnte aus dem Radio – und wir sangen mit – *Wir sind die Eingeborenen von Trizonesien*[4] und *Wir kommen alle, alle in den Himmel, weil wir so brav sind* [5]. Es war die Selbstbemitleidung und –exkulpierung einer Verbrechensgesellschaft,[6] und trotz rheinischer Fröhlichkeit eine bleierne Zeit[7].

Die Taxifahrer wechselten, und ich lernte die unterschiedlichsten Schicksale kennen. Da gab es einen ehemaligen Kunstpfeifer; er erzählte von seinen Auftritten und manchmal pfiff er auch. Ein anderer beschäftigte uns besonders, weil meine Oma als „Drittschuldner“ für seine Verbindlichkeiten eingestuft wurde und sie die Lohnpfändung vollstrecken mußte. Doch der blieb fröhlich, wohnte mit Frau und vielen Kindern in einer „Schlichtwohnung“. Manchmal erschien er des Nachts auf dem Taxistand mit der Nachricht, er habe eben ein „klasse Rohr gelegt“. Dieser Bel-ami hatte halt Glück bei den Frauen. Einen anderen hatte es aus Berlin nach Hannover verschlagen, einer war hochengagiert in der Gewerkschaft und nahm mich zu einem Vortrag ins Gewerkschaftshaus mit. Sollte die SPD gewinnen, sagte er mir, werde der Referent Wirtschaftsminister werden. Er wurde es nie, denn die SPD gewann zu dieser Zeit nie. Das Rote Linden war nicht überall.

---

[1] http://www.flickr.com/photos/dierkschaefer/2927094039/

[2] »Für später Geborene ist es kaum nachvollziehbar, worüber man alles *nicht* sprach, nicht einmal in den Familien. Stattdessen gab es – freilich nicht wenig – realen Stoff für Klagen (nicht heimkehrende Kriegsgefangene, Bombenterror, Flucht und dann Vertreibung, Hunger und Kälte, keine Informationen über den Verbleib von Gefallenen), begleitet von einem – den Besatzungsmächten bald auffallenden – übertriebenen Selbstmitleid und großem Unwillen, zur Kenntnis zu nehmen, wie viel Verbrechen, Leid und Elend das nationalsozialistische Deutschland ringsum und in der eigenen Mitte anderen zugefügt hatte«.
http://de.wikipedia.org/wiki/Nachkriegszeit_nach_dem_Zweiten_Weltkrieg_in_Deutschland

[3] Als ich in den 90er Jahren mit meiner Mutter in Yad Vashem war, bekam sie einen Schwächeanfall – und sie hat mir nicht leidgetan. ⇨ http://de.wikipedia.org/wiki/Yad_Vashem

[4] Es lohnt sich, den Link anzuklicken: http://de.wikipedia.org/wiki/Trizonesien-Song

[5] http://www.rcaguilar.com/lieder/texte/allealle.htm Das war 1952, als die Bundesrepublik in die Europäische Verteidigungsgemeinschaft eintrat.

[6] Kinder waren brutaler und trieben den armen „Floh-am-Hacken“ mit dem Ruf Fliegeralarm durch die Straße. Ich habe es selbst gesehen – und zum Glück nicht mitgemacht. ⇨ Michael Jürging, Wer war „Floh am Hacken“, http://www.lebensraum-linden.de/internet/page.php?site=902000496&typ=2&rubrik=902000001

[7] http://de.wikipedia.org/wiki/Die_bleierne_Zeit

Doch an seinem Beispiel lernte ich, daß Menschen mit hehrer Gesinnung nicht unbedingt ehrlich sein müssen. Ich formulierte sein Arbeitszeugnis, nachdem meine Oma ihn gekündigt hatte. Da durfte ja nichts Negatives rein. Ich war da schon etwas älter und hatte kein Problem damit. Er rief nach ein paar Wochen meine Oma an: Damit könne er nichts anfangen, habe ihm die Gewerkschaft gesagt. *Was hätte ich denn reinschreiben sollen?* fragte meine Oma, *daß Sie mich betrogen haben?* Betrug war ohnehin so eine Sache. Schon als Kind wurde ich in die Garage auf dem Hof geschickt, um die Daten der Taxiuhr zu notieren und zu fühlen, ob die Plomben noch unbeschädigt waren. Doch Betrug ging anders.
Das Taxigeschäft meiner Oma führte mich aber auch zu vielen Behördengängen durch die Stadt. Da gab es den „Kraftdroschkenbesitzerverein“ in der Isernhagener Straße, dort war der Vereinsbeitrag abzuliefern. Auch Steuern wurden noch bar bezahlt, beim Finanzamt am Waterlooplatz. Ich war oft mit recht viel Geld unterwegs.

Einmal im Jahr brachen wir zu einem Betriebsausflug auf, mit dem Taxi meiner Oma. Meist zu fünft, meine Mutter, meine Oma und ich – und natürlich der Fahrer mit seiner Frau. Dann ging es ins Weserbergland oder in den Harz.

Das schlimmste am Taxigeschäft war jedoch die Vergangenheit. Mein Opa war 1936 Opfer von zwei Raubmördern geworden und meine Oma war nie darüber hinweggekommen.[8]

[8] Der folgende Text ist schon früher, also unabhängig von dieser Textsammlung entstanden. Ich habe ihn unverändert übernommen. Darum gibt es einige Überschneidungen mit anderen Texten in dieser Sammlung.

Mordsache Unterberg

Am Morgen des 2. Mai 1936 war die Welt der Familie Unterberg noch in Ordnung. 80 Reichsmark, 16 Fünfmarkstücke lagen wohlgeordnet auf dem Küchentisch. „Siehst du“, sagte Heinz Unterberg zu seiner Frau, „das hätten wir sonst nicht gehabt.“ Der 1. Mai war immer ein guter Tag für Taxis. Die Leute gingen aus und nahmen eine Taxe, wenn keine Straßenbahn mehr fuhr. Darum setzte sich Heinz auch diesen Abend „auf den Bock“. Dora Unterberg wäre aber lieber mit ihrem Mann ausgegangen; sie ging gern aus.

Heinrich August Fritz Unterberg

Es waren knappe Zeiten damals. Nicht selten kam Heinz ohne auch nur eine einzige Fahrt vom Nachtdienst heim. Sein Spitzname war „Schmöke“, denn man sah ihn selten ohne Zigarre. Doch die war oft kalt; es waren nun mal knappe Zeiten.

Auto fuhr Heinz seit dem Krieg mit Begeisterung; das sollte sein Beruf werden – zunächst als Taxifahrer. Als Doras Familie eine Erbschaft aus Amerika erhielt, konnten eine „Kraftdroschken-Konzession“ und ein Auto gekauft werden.

Taxi-Fahrer am Hauptbahnhof,
sitzend vorn rechts: Heinz Unterberg

Und die Familie zog um, von der Pavillonstraße über die Bahnlinie hinweg in die Rampenstraße, in die neuen Häuser des Bauunternehmers Conradi, gebaut im Stil der Zeit: gebrannte braune Klinkersteine, keine Vorsatzklinker, wie heutzutage, sondern alles, auch die Innenwände, aus harten Klinkern. Ich habe sie noch leidvoll in Erinnerung, weil man in den 50er-60er Jahren noch ohne Bohrmaschine und damit ziemlich aufgeschmissen war, wenn man einen Nagel in die Wand schlagen wollte. Die Wohnungen fielen kleiner aus als geplant, denn Conradi mußte bei der Stadt Geld aufnehmen, und die machte 3 Wohnungen pro Etage zur Auflage, nicht nur 2. Es gab also keinen Platz für eine

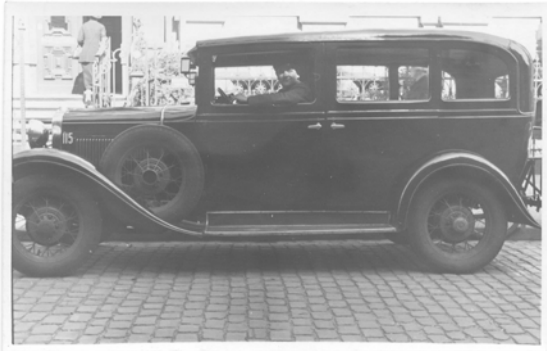
Hannoverscher Autotaxenchaffeur ermordet

Hannover, 9. Mai

Am 9. Mai 1936, gegen 7 Uhr, wurde die Autotaxe Nr. 115, Erkennungszeichen IS 25939 vor Weetzen, Kr. Hannover, mit Fahrtrichtung nach Hannover zeigend, auf der Landstraße stehend, aufgefunden. Das Innere des Wagens war mit Blut besudelt, es wurden auch einige Pistolenhülsen 7,65 gefunden. Der Führer und Besitzer des Wagens, Unterberg, wohnhaft in Hannover, Rampenstraße 11A, lag 6 Klm. von dem Standort des Kraftwagens entfernt, tot in einem Graben am Eisenbahndamm. Die Leiche zeigte am Kopf Schußverletzungen. Es ist mit größter Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß die Täter sich mit Blut besudelt haben. Zuletzt wurde der Ermordete mit seinem Wagen am 8. Mai 1936, gegen 22,45 Uhr, am Küchengarten gesehen.

Bei dem Wagen handelt es sich um eine dunkle Limousine. Wer über die Täter oder über die Tat etwas gesehen oder gehört hat, wird dringend gebeten, sich bei der Landeskriminalpolizeistelle Hannover, Mordkommission, Zimmer 259, Fernsprecher 4 43 61, Nebenanschluß 657, einzufinden.

Quelle: Niedersächsische Tageszeitung (NTZ)



War das der Mordwagen?
Taxi N°: 115, „Schmöke“ am Steuer.

Badewanne, kein Wohnzimmer, nur eine Wohnküche, und das Kinderzimmer hatte keinen direkten Schornsteinanschluß. Es waren knappe Zeiten.

Knapp waren die Zeiten auch für Konrad Wedler aus der Viktoriastraße in Linden und Walter Glöckner aus Jena. „Taxifahrer haben Geld“, dachten sie. Eine Pistole wurde beschafft. Und so brachten in der Nacht zum 9. Mai zwei Menschen mit Geldbedarf einen Menschen um, der auch kein Geld im Portemonnaie hatte. Doch welche Unterschiede über diese Gemeinsamkeit hinaus!

Das Fahndungsphoto von Wedler hatte die Kripo bereits im Mai 1931 bei einer erkennungsdienstlichen Behandlung aufgenommen. Da war er knapp 20 Jahre alt – und nur 1,58 groß. Seine Kindheit war „recht traurig“, gibt er vor Gericht an; hart herumgestoßen worden sei er. Aus der Lehre als Dachdecker lief er nach einem halben Jahr fort, arbeitete als Laufbursche und arbeitete schließlich auf einem Rheinschiff. Aus einem geplanten Banküberfall in Holland wurde nichts; sein Kumpan ging mit der Waffe und Wedlers Barschaft von 15 Mark durch. 1 ½ Jahre Zuchthaus haben ihn nicht auf die rechte Bahn gebracht. Er plante mit einem neuen Kumpel Villeneinbrüche in Hannover, auch daraus wurde nichts. Im hannoverschen Obdachlosenasyl in der Neuen Straße lernte er Glöckner kennen. Sie wollten zunächst mit einem Fernlaster gemeinsam in Richtung Holland trampen, doch den Plan gaben sie auf, denn ihre Kleidung war zu schäbig, niemand hätte sie mitgenommen.

Glöckner ist 3 Jahre jünger als Wedler. Ein Gutachten von 1923 bescheinigt ihm „angeborenen Schwachsinn“. „In der Blödenanstalt aufgewachsen“ heißt es in der Zeitung vom 9. Juni 1936 über den stark Stotternden. Seine Mutter hatte sich nicht um ihn gekümmert. Bis zum Alter von 21 war er in Erziehungsanstalten. Ein Leumundszeugnis nennt ihn einen „von Grund auf unehrlichen, charakterlich und äußerlich unsauberen Menschen, der schwachsinnig, verlogen, unverschämt und zu keiner ordentlichen Arbeit fähig ist.“

Heinz Unterberg war mit seinen 45 Jahren deutlich älter als seine Mörder. Seine Familie kam aus Oberhausen. Der Vater hatte eine Anstellung in der Lindener Gasanstalt gefunden. Mit seinen vier Geschwistern wuchs er in der Pavillonstraße auf, eine große Wohnung im 3. Stockwerk. Die Kleinbürger lebten bürgerlich. Aber die Jungen der Familie mußten Berufe lernen, die sie nicht wollten. Heinz wäre gern Elektriker geworden, aber das hätte Lehrgeld gekostet. So wurde er Maschinenschlosser. Immerhin konnte er sich so beim Auto auch um technische Dinge selber kümmern.

Ansichtskarte: Tankstelle Küchengarten, ca. 1931. Auf der Grube Taxi N°: 115, Heinz Unterberg unter dem Auto in der Grube

Die Taxi-Konzession ermöglichte Selbständigkeit. Aber was für eine! Die Zigarre blieb meist kalt. Die Tochter jedoch kam auf eine Privatschule, die Dörrienschule in der Davenstedter Straße. Man wollte ja vorankommen. Darum war er auch seit 1926 Mitglied im Fortbildungsverein. Heinz engagierte sich im Festausschuß. Politisch dachte er deutsch-national. Mit den Sozis wollte er nichts zu tun haben. Leute wie Wedler und Glöckner zählten zum Lumpenproletariat: arbeitsscheue Schmarotzer, Gesocks. Daß solche Leute Taxi fuhren, kam zudem sehr selten vor.

Doch in der Nacht zum 9. Mai stiegen Wedler und Glöckner in sein Taxi. Nach Körtingsdorf sollte es zunächst gehen – aber dort war es noch zu belebt für einen Überfall. Weiter ging’s nach Empelde. Da warte ein Mädchen auf sie, sagten die beiden. Die NTZ berichtet aus dem

Prozeß: „Bewußt ließ man ihn in einen dunklen Nebenweg einbiegen. … Als die Taxe dann in dem Nebenweg hielt und Unterberg sich nach rechts beugte, um durch den offen stehenden Teil der Zwischenwand zu hören, wohin seine Fahrgäste eigentlich fahren wollten, [„Hier kommt doch kein Haus mehr!“], legte Glöckner die Pistole an und gab zwei Schüsse ab. Unterberg fiel nach vorn. Wedler stieg aus, öffnete den vorderen Wagenschlag, ließ sich die Pistole geben und schoß Unterberg durch die Halsschlagader.“ Geld habe Unterberg nicht im Portemonnaie gehabt, sagten die Täter im Gericht aus; nie sei er ohne Wechselgeld unterwegs gewesen, dagegen Dora Unterberg. Doch viel kann es nicht gewesen sein. Die Täter jedenfalls kamen mit dem Wagen nur bis kurz vor Weetzen, dann war der Tank leer. Sie seien dann bettelnd in Kirchrode, Bemerode, Misburg und Garbsen herumgeirrt.

Das konnte ja nichts werden. Eine Pistole und Handschuhe reichen eben nicht aus, um solch ein Ding zu drehen. Dazu braucht es Grips und Planung. Man muß mit Überraschungen umgehen können und wissen, wo und wie man bleibt, wenn’s geklappt hat und dann auch einen B-Plan haben, wenn’s nicht so klappt, wie vorgesehen. Schon die Ausgangsüberlegung, Taxifahrer haben Geld, war falsch.

Heinz hatte keine Chance. Sein Job war, Leute zu fahren, egal, ob sie ihm paßten oder nicht. Oft genug hatte er Bauern aus dem Calenberger Land, die in Hannover „etwas erleben“ wollten, zielsicher zum Puff gefahren, auch wenn das nicht zu seinen Moralvorstellungen paßte. Diese Typen nun dirigierten ihn in der Gegend rum; und erst als man beim letzten Haus der Straße war, fragte er: Wohin denn nun?

Wohin denn nun? war schließlich das Problem der Mörder. Sie hatten die Fahndungsplakate gesehen.

Konrad Wedler

Walter Glöckner

„Binnenschiffer Konrad Wedler, geb. 11.7.1911 zu Hannover-Linden, 1,58 Meter groß, Haar dunkelblond, trug dunkle Kletterweste mit blanken Knöpfen, lange schwarze Hose und Schiffermütze ohne Abzeichen.“

„Autoschlosser Walter Glöckner, geb. 13.3.1914 in Jena, größer als Wedler, trug braunen Rock, dunkle Hose, weiße Turnschuhe, hat Mittelscheitel, Gl. stottert.

Wer irgendwelche Angaben machen kann …“

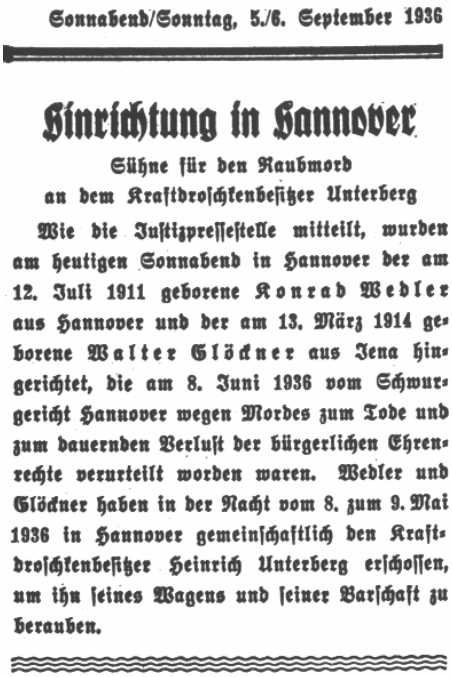
Die Bilder und die Beschreibung waren ausreichend. Auch Familie Schaper in Garbsen, am Mittellandkanal, bei der die beiden am 13. Mai gebettelt hatten, lasen die Zeitung. Als sie am 15. Mai wieder dort auftauchten, alarmierte der Heizer Schaper die Gendarmen in Seelze.

Im Nachlaß meiner Mutter entdeckte ich die Original-Zeitungsartikel zur Mordsache Unterberg, mit der ich als Enkel aufgewachsen bin und die unser Familienleben überschattet hat. Mein Vater kam nicht aus dem Krieg zurück. So wuchs ich mit Mutter und Großmutter in der gemeinsamen Wohnung in der Rampenstraße auf bis zu Beginn meines Studiums. Die Mordgeschichte hat meine Großmutter immer wieder erzählt, in allen Einzelheiten, wie sie sie erlebt hat. Die Zeitungsartikel brachten mir darum keine neuen Informationen, wenn ich von der Täterbeschreibung und dem Prozeßbericht absehe. Diese Berichte sind zwar die sachliche Basis, aber man darf nicht übersehen, welche Auswirkungen die Angelegenheit auf die Betroffenen gehabt hat. Die geradezu rituell wiederholten Erzählungen, wie meine Großmutter

in der Mordnacht von der Polizei in eine Gastwirtschaft in Empelde geholt wurde, wie ihr nach und nach die Wahrheit enthüllt wurde, wie man ihr das Portemonnaie vorlegte mit der Frage, ob sie es kenne, *ihr Gedanke, ob das Portemonnaie wohl noch warm ist* [9], das bleiche, ausgeblutete Gesicht meines Großvaters bei der Identifizierung, die vielen Menschen bei der Beerdigung, und schließlich ihre tiefe Zufriedenheit über die Hinrichtung der Täter. All dies nahm so viel Raum ein, - da hatte das auch nicht einfache Schicksal meiner Mutter nur am Rande Platz. Das Taxi-Geschäft wurde weitergeführt, aber ein „Geschäft“ war es nie. Großmutter und Mutter steckten ihr „Kopfgeld“ aus der Währungsreform in dieses Geschäft und waren fortan auf den Fleiß und die Ehrlichkeit der beschäftigten Fahrer angewiesen. Oft genug war es damit nicht weit her. Und selbst wenn, blieb nach Abzug der Sach- und Lohnkosten nicht sonderlich viel Geld übrig. Das Taxi war zum Dauerschicksal geworden. Doch eines war klar: Ich, der Enkel, sollte keinesfalls „auf den Bock“.

Wenn ich das Ganze heute rückblickend betrachte, kann ich das Erleben meiner Großmutter als Traumatisierung erkennen. Dieser Begriff war damals unbekannt. Heute könnte man so etwas therapieren. Doch unter der auffälligen Traumatisierung und den vielen anderen Greuel-Geschichten meiner Großmutter steckte eine noch tiefer gehende, die sie nie erwähnte.

⇨ Gedicht: hart.



Sonnabend/Sonntag, 5./6. September 1936

Hinrichtung in Hannover

Sühne für den Raubmord an dem Kraftdroschkenbesitzer Unterberg

Wie die Justizpressestelle mitteilt, wurden am heutigen Sonnabend in Hannover der am 12. Juli 1911 geborene Konrad Wedler aus Hannover und der am 13. März 1914 geborene Walter Glöckner aus Jena hingerichtet, die am 8. Juni 1936 vom Schwurgericht Hannover wegen Mordes zum Tode und zum dauernden Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte verurteilt worden waren. Wedler und Glöckner haben in der Nacht vom 8. zum 9. Mai 1936 in Hannover gemeinschaftlich den Kraftdroschkenbesitzer Heinrich Unterberg erschossen, um ihn seines Wagens und seiner Barschaft zu berauben.

Doch zurück zum Sachbericht. Gegen die Mörder wurde zweimal verhandelt. Die Niedersächsische Tageszeitung berichtete ausführlich über das Verfahren, besonders über die Verhandlung in Hannover. Im Revisionsverfahren vor dem Reichsgericht in Leipzig wurden im wesentlichen die verfahrensrechtlichen Aspekte beleuchtet und das hannoversche Urteil bestätigt. Das Schwurgericht Hannover war durchaus auf die schwierige Biographie der Täter eingegangen. Doch die Überschrift „Hätte es früher schon ein Erbgesundheitsgesetz gegeben“ macht stutzig. Ja, wir schreiben 1936 und der Geist der Zeit nimmt keine Rücksicht auf belastete Kindheiten im Hintergrund von Täterbiographien. Die Zeitung, die sich in vielen anderen Artikeln noch drastischer als Parteizeitung erweist, hebt – offenbar auf Zustimmung der Leser rechnend – die Zeugenaussage eines Sachverständigen in die Schlagzeile, der es „bedauert, daß kein Gesetz vorhanden sei, welches die Möglichkeit gebe, solche Leute, wie den Angeklagten Glöckner, auch nach der Vollendung der Volljährigkeit in Verwahrungsanstalten festzuhalten. Hätte es früher schon ein Erbgesundheitsgesetz gegeben, dann brauchte die Verhandlung gegen Glöckner nicht stattzufinden.“ Glöckner erscheint im Zeitungsbericht durchweg als eine Art Untermensch, auch wenn der Begriff nicht gebraucht wird. In einem anderen Prozeß, so lese ich in einer der Zeitungen, wird mit höhnischem Unterton gesagt, daß Beschuldigte kaum noch § 51 in Anspruch nehmen, weil die gerichtlich anerkannte Unzurechnungsfähigkeit zu Folgen führe, die gravierender seien, als eine nach dem Schuldprinzip bemessene Verurteilung. Auch die Persönlichkeit von Wedler wird nicht unter strafmilderndem Aspekt gesehen. „Eine unmenschliche Tat fand ihr gerechtes Urteil“, so begrüßt die Zeitung im Untertitel das Ergebnis: Tod auf der Guillotine! Was wir heutzutage Punitivität nennen, den Wunsch nach

[9] Dieser Gedanke ist ein Beispiel für *false memory*. Er ist mir – unbeabsichtigt – aus einer fremden Geschichte hier „reingerutscht“, wie mir erst später bewußt wurde. Ich habe ihn absichtlich stehen gelassen als warnendes Beispiel für Vergangenheitkonstruktionen (http://de.wikipedia.org/wiki/Erinnerungsverf%C3%A4lschung)

verschärfter Bestrafung und Wegsperren ohne Rücksicht auf Alter und mildernde Umstände, fand damals offizielle Anerkennung.

Die Welt war am 2. Mai 1936 schon lange nicht mehr in Ordnung, auch wenn die 16 Fünfmarkstücke auf dem Küchentisch den Lebensunterhalt für ein paar Tage, bestimmt aber bis zur Mordnacht sicherten. Die Mordbanden des Nazi-Reichs hatten ihre ersten Erfolge bereits hinter sich und noch größere Greuel vor sich.

Die Kleinbürger versuchten, wie Bürger zu leben. Natürlich war Heinz nicht im „Lindener Arbeiter-Bildungsverein“, sondern im „Verein für Fortbildung in Hannover“, dessen Motto „Vorwärts immer – rückwärts nimmer“ verbunden mit dem Bild eines umschwärmten Bienenkorbes sicher auch das der Arbeiter hätte sein können. Aber er dachte deutsch-national und war Mitglied im „Stahlhelm“, dem rechts stehenden Kriegsveteranenverband. Als der „Stahlhelm“ 1935 seine Mitglieder ungefragt in die SA integrierte, grummelte Heinz zwar, trug dann aber doch zu den „Diensten“ brav seine SA-Uniform. „SA marschiert mit ruhig festem Schritt“. Nein, er war weiter nicht beteiligt. Doch genau dieses Kleinbürgertum, das Sühne an den kleinen Mördern begrüßte, war unwillig, den Mord im großen Stil überhaupt zur Kenntnis zu nehmen – bis weit in die Zeit der Bundesrepublik hinein.

Bomben und Raketen über dem Maschsee

Es gab ja auch so viele Erfolge. Nur ein Beispiel unter vielen: Am Freitag, den 22. Mai erschien die Danksagungsanzeige der Familie in der Zeitung. In derselben Ausgabe nimmt die Einweihung des Maschsees vom Vortag (Himmelfahrt) großen Raum ein. Die Parteiverbände waren in sechs Marsch-Säulen im groß angelegten Sternmarsch am Maschsee eingetroffen, wo die Parteiprominenz den Erfolg dieser Arbeitsbeschaffungsmaßnahme feierte; ganz Hannover war auf den Beinen. Ganz Hannover? Es war sicher nicht nur die Familie Unterberg, für die die Welt nicht mehr in Ordnung war.

Ein Zeitungsphoto vom abendlichen Feuerwerk war geradezu prophetisch mit „Bomben und Raketen über dem Maschsee“ betitelt. Es sollte auch nicht mehr lange dauern, bis man den Maschsee teilweise mit Tarnnetzen überzog, um den Bomberpiloten die Orientierung zu erschweren. Doch viele Volksgenossen sahen auch dann immer noch nicht, daß die Welt nicht mehr in Ordnung, oder gar, wer daran schuld war.

hart

großmutter
du warst eine harte frau
und stecktest voll schlimmer
geschichten die dich geprägt

der tod deines großvaters
als er einen messerstecher
vorm schlimmsten bewahren wollte
erfüllte den traum seiner mutter

der tod deines bruders
als dem fiebernden schließlich
der atem versagte und entsetzt
ihr hinüberranntet

der tod deines vaters
dem ein fuhrwerk voll kies
über den bauch fuhr
alle hilfe vergeblich

der tod deines mannes erschossen im taxi
blutleer und bleich das gesicht seiner leiche
schwarz von menschen der friedhof
und rot der tod der täter durchs fallbeil

oder wie euer bunkerwart
auf der leiter sich reckend
vom dach den haarschopf zog
es war der kopf seiner schwester

oder als ihr auf dem schützenfest
keine wurst essen wolltet denn haarmann
der mörder hatte das fleisch
seiner opfer in dosen verkauft

oder in eurer straße das haus in dem
immer wieder kinder verschwanden
bis eines tags man sie entdeckte
vergraben im keller

großmutter du warst eine harte frau
und stecktest voll schlimmer
geschichten wieder und wieder
erzählt wie grausame märchen

doch eine geschichte hast
du mir gründlich verschwiegen
die vom tod deiner mutter wie sie
am muttertag sich erhängte.

---

dierk schäfer

Nachkriegsjahre in der Rampenstraße

Wie hat sich das Gesicht der Häuser verändert![1] Früher gab es Sprossenfenster, nach außen zu öffnen. Die Flügel wurden oft nur „eingekrackt“, also ineinander verhakt, so daß (nur etwas) frische Luft in die Wohnung kam.
Die Fenster waren umständlich zu putzen, jeweils drei Scheiben für einen Flügel und zwei fürs Oberlicht. Noch heute sehe ich meine Oma auf der Fensterbank stehen, einen Fuß innen, einen außen, freihändig sich bückend, um das Putztuch im Wassereimer auszuwringen. Das ist heute praktischer.

Rampenstraße 11A
⇦ heute ca. 1931 ⇨

Doch wie abweisend sehen die Häuser mit ihren Ein-Glas-Flächenfenstern aus! Auch vor den Balkonen. Ästhetisch ein Fiasko, aber ein Fortschritt, nicht nur fürs Putzen. Denn wo früher ein Balkon war, ist heute eine Dusche. Daß wir auf unseren rund 45 Quadratmetern weder Badewanne noch Dusche hatten, habe ich ja schon geschrieben. Auch kein Wohnzimmer. Wieso eigentlich? Die Klinkerbauten in der Rampenstraße hatten das alles, nur die Nummern 11A und 11B nicht. Alle Klinkerbauten, auch die in der Küchengartenstraße, waren nach und nach in den 20er Jahren vom Bauunternehmer Conradi erstellt und vermietet worden. Auch für die beiden letzten Häuser hatte er Geld von der Stadt aufnehmen müssen. Die aber machte nun drei anstelle von zwei Wohnungen pro Etage zur Bedingung, um mehr Wohnungen zu schaffen. Also wurde der Wohnraum den Möglichkeiten angepaßt. „Tut mir leid“, sagte Conradi zu meinem Opa, der nun die große Wohnzimmerlampe wieder verkaufen mußte. So wuchs ich also in einer Wohnküche auf. In der Nachkriegszeit hielt das keiner für ein Problem.
Erst in diesem Jahr erfuhr ich, daß der ganze Conradi-Block, von der Küchengartenstraße über die Rampenstraße bis rein in die Dieckbornstraße sozialer Wohnungsbau war, wie wir heute sagen würden. Man brauchte Bezugsscheine von der Stadt für die Wohnungen, darum gab sie günstige Kredite für die Erstellung – und der Bauunternehmer Conradi profitierte.

Der Krieg hatte seine Spuren am Haus hinterlassen: Splittereinschläge an der Fassade, und auf dem Dachboden sah man noch unverputzte Stellen an den Wänden zu den Nebenhäusern. Hier waren die Mauerdurchbrüche gewesen, durch die man bei Bedarf hätte flüchten oder auch hätte zum Löschen kommen können. Auch im Keller gab es das. Vom Keller aus ging es auf den Hof. Ein großes dickes Mauerstück aus Ziegelsteinen schützte Hoftür und Treppenaufgang vor Bombensplittern. Der Luftdruck von Bomben hatte jedoch in vielen Wohnungen

[1] Auf der alten Aufnahme sieht man noch die niedrigen Abschlußmauern des Vorgartens zur Straße hin, mit steinernen Kugeln und einer darüber laufenden Eisenstange. Die wurde für Kriegszwecke eingeschmolzen, einige Kugeln gab es in meiner Kindheit noch, die schöne alte Laterne aber nicht mehr.

Teile vom Deckenverputz „weggeputzt“; die Strohlagen der Decken waren sichtbar. „Haben ja alle *Heil!* geschrien“, sagte unser Etagennachbar Ahrenholz nach dem Krieg zu uns; er ein bekennender Sozialdemokrat, meine Mutter war NS-Mitglied gewesen. War es darum, daß wir unsere Wohnung auf eigene Kosten haben herrichten lassen, während er wartete, bis es der Hauswirt bezahlte? Der neue Hauswirt kam 1955. Er hatte, wie man hörte, das ganze Haus für hundertzwanzigtausend Mark gekauft mit der Auflage, es zu renovieren. Das war auch nötig. Denn man sah immer noch die Pinkelspuren, die vom vierten Stock bis runter in den ersten an der Treppenhauswand liefen. Die kamen von angeblich kanadischen Soldaten, die eine Dame im vierten Stock besucht hatten. Von einem Puff war die Rede. Jedenfalls polterten häufiger solche Besucher durch unser Haus.
Doch es gab auch andere Spuren. „Dieser Engländer da!“, geiferte eine Frau aus dem Nachbarhaus und zeigte auf Jürgen (Name geändert). Ich fragte daheim nach und erfuhr, daß Jürgen ein Fraternisierungsprodukt war.[2] Er wuchs bei seinen Großeltern in der Straße auf und lief bei uns unter dem Familiennamen der Großeltern. Später erfuhr ich auch, daß eine junge Frau aus unserem Haus von Soldaten bei ihren Eltern abgeliefert worden war, offensichtlich nicht nüchtern und die Kleidung war auch nicht mehr korrekt. „Lebet wohl, ihr deutschen Sauen, wir fahren heim zu unsern Frauen“ soll auf einem der Waggons gestanden haben, mit denen die Besatzungssoldaten aus der Rampenstraße abfuhren.
Waggons? Heute sieht man fast nichts mehr davon. Aber auf der anderen Straßenseite gab es Eisenbahnschienen bis hin zum Küchengarten und weiter zu den früheren Fabriken. Dort standen in der Besatzungszeit auch Versorgungszüge – mit Kohlen!! „Ihr seid doch blöd, wenn ihr friert“, hatte jemand gesagt. „Vor eurem Haus steht doch genug“. „Fringsen“ nannte man das im Rheinland, nachdem Kardinal Frings in gut augustinischer Tradition vorweg Absolution erteilt hatte für die Selbstversorgung im Notfall. Auch ohne katholische Dispens im evangelischen Hannover: Frau Rebscher aus der Dieckbornstraße, ausgesprochen wie „Röppscher“, riß die Waggontüren auf, die Kohlen polterten heraus und alle bedienten sich schnell bevor die Wachen kamen. Das weiß ich alles nur aus Erzählungen. Auch daß Frau Rebscher ihre Wohnung für die Amerikaner hatte räumen müssen und ins Haus gegenüber gezogen war, aber ganz unerschrocken mindestens einmal pro Woche ihre Wohnung in Schuß brachte, denn die „Amis“ kannten angeblich keine Klospülung oder waren einfach zu faul.
Und überhaupt die Nachkriegszeit: Unsere Wohnungsnachbarin „Tante Mary“ betätigte sich erfolgreich im Schwarzhandel. „Hella, du bist ja reich“, hatte sie gesagt, aber meine Mutter wollte trotzdem nicht ihr Porzellan, lauter Hochzeitsgeschenke, gegen Lebensmittel eintauschen. Der Sohn von Tante Mary kam oft mit dick belegten Wurstbroten auf den Hof. Andere Kinder wollten was abhaben. „Du sollst keinen abbeißen lassen!“, schrie Mary aus dem Fenster. „Du mußt Rolf ja auch nicht zur Reklame runterschicken!“, gab meine Mutter zurück.
Apropos Reklame: Ich war dabei, als Inge, die Tochter, vor einem geöffneten Koffer voll großer dicker Würste saß. Sie nahm eine vor den Mund und sagte: „Die essen wir alle heute Abend auf.“ „Das mußt du nicht glauben“, beruhigte mich meine Mutter. Wer die Vermittlungsdienste von Mary nicht in Anspruch nehmen wollte, behalf sich anders. Auf manchen Balkonen wurden Hühner gehalten; wir versuchten es mit Tomatenanbau, wenig erfolgreich auf einem Nordbalkon. Die Ernte, klein und sauer, bekam ich, denn meine Oma sorgte immer für mich: „Gib’s man dem Lüttchen!“ Und unser späterer Hausmeister baute – wohl aus eigener Machtvollkommenheit – einen privaten Hühnerstall auf dem allen gemeinsamen Hof. Ich war noch klein und hatte einen schönen roten Lutscher, als sich sein freilaufender Hahn flügelschlagend bis in Höhe meines Mundes reckte, um daran zu picken – absolute Panik!

[2] Doch mit dem Begriff Fraternisierungsprodukt muß man vorsichtig sein. Laut „Leitfaden für Britische Soldaten in Deutschland 1944“, 2014 wieder aufgelegt und mit Übersetzung, waren „Eheschließungen zwischen Mitgliedern der britischen Streitkräfte und Deutschen ... verboten“, in der Übersetzung S. 45. Allen US-Behörden war es untersagt, in Vaterschaftsangelegenheiten Auskünfte zu geben über den Verbleib ihrer Besatzungssoldaten, wie ich aus einem konkreten Kriegskindfall weiß.

Nicht Panik aber Vorsicht war es, daß wir nachts den Garagenhof beleuchteten. Meine Oma hatte ein Taxi und auf dem Hof eine Garage. Wegen der Einbruchsgefahr stellten wir nachts einen umgebauten Autoscheinwerfer ins Schlafzimmerfenster.
Mitten in der Nacht war Schichtwechsel, dann übernahm der Kfz-Meister Könnecke von der Parterre-Wohnung die Abschreckung. Der hatte seine Miniwerkstatt in einer der Garagen. [3]

Hier stand unser Scheinwerfer. Der Garagenhof heute. Hinten der aufgestockte Bunker aus dem Krieg. Das Fenster aber ist noch alt.

Tempi passati, alles vorbei. Die wenigen alten Garagen machten vielen neuen Platz. Die Dame aus dem vierten Stock zog ins Nebenhaus und wurde nach und nach bürgerlich, Tante Mary eröffnete in der Fannystraße eine Kneipe und unser Haus wurde 1955 renoviert. Doch die ausgebesserte Fassade zeugt heute noch von den Kriegsschäden.
Die neuen Fenster und die Duschen kamen erst nach meiner Zeit in der Rampenstraße.

Eingang Rampenstraße 11A heute

Die Vorgärten waren übrigens für uns tabu. Fiel mal ein Ball rein, beeilten wir uns, ihn möglichst schnell wieder rauszuholen. Sonst gab es Ärger mit dem Hausmeister. Das war der einarmige Herr Fricke zu der Zeit, als der ganze Block noch zu Conradi gehörte, bei uns dann später Herr Schaare. Beide waren nicht angenehm im Umgang, generell, nicht nur mit Kindern. Doch überhaupt waren die meisten Erwachsenen nicht sonderlich freundlich zu uns Kindern.

Noch etwas hat sich verändert: Die Mülltonnen sind stehen nun nicht mehr frei hinter den Vorgartenmauern, sondern haben Boxen. Um die Mülltonnen gab es früher zuweilen Streit zwischen den Häusern 11 A und 11 B. In den Häusern bis N^{o}: 11 wohnten jeweils 10 Parteien und die hatten pro Haus eine Mülltonne. In 11A wohnten aber 15 Parteien und in 11 B auch. Die hatten zusammen drei Mülltonnen, eine stand vor 11 A und zwei vor 11 B. Von den zwei Tonnen vor 11 B gehörte also eine halbe uns, den Bewohnern von 11 A. War unsere Tonne voll, gingen wir rüber, um dort unseren Müll loszuwerden. Sah das jemand von 11 B, ging das Gezeter los: *Das ist unsere Tonne!* Es waren übrigens die alten runden Tonnen des Systems ES-EM mit dem Knubbel drauf. Den umfaßten die Müllmänner, wenn sie die Tonne zum Müllauto rollten, um sie dort zum Leeren hochzuheben. Direkt nach dem Krieg gab es solche Müllautos nicht oder noch nicht wieder. Ich habe

[3] Den Typ der alten Garagen mit Flügeltüren kann man noch heute zum Beispiel an der Ecke Hohe Straße/Dunkelberggang sehen. Die waren unpraktisch, weil man im Winter den Schnee wegräumen mußte, um die Türen zu öffnen. Hat mir aber einmal eine Tafel Schokolade von einem unserer Fahrer eingebracht, weil ich den Job für ihn gemacht hatte.

noch gesehen, wie Männer die Tonnen mit langen Eisenhaken auf die Ladefläche eines kleinen Lastwagens hievten, um sie dort auf der Ladefläche auszukippen.

Noch eine Erinnerung
Es war 1948. Wir renovierten unsere leicht kriegsbeschädigte Wohnung. Maler war ein Herr Lotze.

Ich, vier Jahre alt, stand am Abend auf dem kleinen Schränkchen neben dem Waschbecken. Meine Mutter wusch mich.
„Ich möchte ein Brüderchen haben“, sagte ich.
„Dazu braucht man einen Mann“, war die Antwort, „Papa ist doch noch nicht wieder da“. (Mein Vater war und blieb in Jugoslawien vermißt.)
„Kann das nicht der Herr Lotze machen?“ fragte ich zurück.

Meine Mutter wollte auf den Vorschlag nicht eingehen, hat aber herzhaft gelacht; warum, das habe ich damals nicht verstanden.

Kinderspiele in der Rampenstraße

Die Häuser sind noch dieselben[1], auch die Kastanienbäume sind noch da, nur die Mauer zur Bahn[2] nicht. Unter den Bäumen haben wir Knicker gespielt. So gut wie in der Rampenstraße habe ich das nie wieder können. Sicherlich wäre der eine oder andere Waldweg auch geeignet gewesen, doch wer hat beim Waldspaziergang schon Knicker dabei. Ach, Sie wissen nicht, was Knicker sind? Ja, wo sind Sie denn aufgewachsen? Also: Knicker sind, was anderswo Murmeln genannt wird, obwohl die gar nicht murmeln, sondern klicken, wenn sie aufeinander stoßen. Warum aus klicken nun Knicker geworden sind, weiß ich auch nicht. Es sind jedenfalls die kleinen verschiedenfarbigen Tonkugeln, mit denen unsere Knickerbeutel je nach Spielgeschick mehr oder weniger prall gefüllt waren. So etwa zwei Knickerepisoden gab es pro Jahr. Irgendwann hatte jemand mit dem Taschenmesser ein Knickerloch auf der Kastanienseite der Rampenstraße ausgehoben und mit ein paar Freunden einfach angefangen. Das war das Signal, den eigenen Beutel hervorzuholen und mitzumachen. Man einigte sich bei jedem neuen Spiel über den Einsatz. War’s ein vierer, dann warf man vier Kugeln auf einmal von der Startlinie in Richtung Knickerloch. Wer die meisten drin hatte, durfte anfangen. Mit dem gekrümmten Zeigefinger wurden nun die restlichen Kugeln ins Loch befördert. Schieben war verboten, und dennoch konnte man an unseren schwarzen Fingern sehen, daß gerade Knickerzeit war. Wer die letzte Kugel ins Ziel brachte, bekam alle und man stellte sich auf für die nächste Runde. Wenn Knickerzeit war, wurde nur geknickert, und so plötzlich, wie sie gekommen war, hörte sie auch wieder auf.
An anderer Stelle habe ich geschrieben, daß die Rampenstraße langweilig ist. Das ist sie auch, eine reine Wohnstraße, ohne Geschäfte, damals auch ohne das, was man heute Spielplatz nennt. Aber wir haben uns nie gelangweilt. Wer ist wir? Insgesamt viele, wie sie hier auf den Bildern[3] zu sehen sind, der Peter und das Hänschen, Hans-Hermann und der Rolf, Jürgen und Icke, Heiner und Wilfried und natürlich ich. Die Mädchen auf den Photos gab es auch, aber bei unseren Spielen spielten sie selten eine Rolle. Aber wenn wir Frau Fellner ärgerten, waren meist alle dabei, die Kinder aus der Rampenstraße und die aus der Dieckbornstraße. Frau Fellner wohnte im ersten Stock von Haus 11 B. Sie ärgerte sich regelmäßig, wenn Kinder unter ihrem Fenster spielten. Sie schimpfte und versuchte uns mit Wassergüssen zu verscheuchen. Das Gejohle und Gekreisch waren groß, was weitere Kinder anlockte – und Frau Fellner holte erneut Wasser. Das ging so – im nostalgischen Rückblick gesehen – über eine gefühlte halbe Stunde, dann gab Frau Fellner auf und schloß das Fenster.
Ihre Methode war natürlich kontraproduktiv. Aber die Geschichte ist ohnehin eher traurig. Frau Fellner hatte, wie mir meine Mutter erzählte, ihren Sohn „im Krieg verloren“, Kinder gaben ihr einen Stich ins Herz. Ich machte trotzdem weiter mit beim Frau-Fellner-ärgern. Der Dynamik dieses Spiels konnte ich mich nicht entziehen. Doch hier zeigt sich ein Merkmal unserer Kindheit: Der Krieg stand – meist unausgesprochen – im Hintergrund, wie hier auf diesem Photo, aufgenommen vor den Trümmern des ehemaligen Hochhauses.[4] Die Luftmine hatte auch zahlreiche Menschen getötet, die es nicht mehr in den Bunker geschafft hatten.[5]

---

[1] https://www.flickr.com/photos/dierkschaefer/10831291383/in/set-72157605061052271
https://www.flickr.com/photos/dierkschaefer/4948598576/in/set-72157605061052271
[2] Der „Bahnhof Küchengarten“, seine Gleisanlagen waren verkleinert worden, die „Rampen“straße war vom verbleibenden Teil des Gleiskörpers durch eine Mauer abgetrennt.
[3] https://www.flickr.com/photos/dierkschaefer/2950785727/in/set-72157605061052271/
https://www.flickr.com/photos/dierkschaefer/2950789269/in/set-72157605061052271/
https://www.flickr.com/photos/dierkschaefer/2951663060/in/set-72157605061052271
https://www.flickr.com/photos/dierkschaefer/2950823411/in/set-72157605061052271
https://www.flickr.com/photos/dierkschaefer/2950826639/in/set-72157605061052271
[4] https://www.flickr.com/photos/dierkschaefer/2950829959/in/set-72157605061052271
[5] Bunkereingang heute: https://www.flickr.com/photos/dierkschaefer/4948266376/in/set-72157605061052271

Doch zurück zu den Spielen: Roller fahren, manchmal ein Wettrennen um den ganzen Block: Rampen-, Küchengarten-, Wittekind-, Dieckborn- und wieder Rampenstraße.

[6] Peter gewann. „Klar“, sagte ich, „Deiner hat ja auch Ballonreifen.“ Darauf war ich neidisch. Mein Roller hatte nur die dünnen Vollgummireifen. Wortlos gab mir Peter seinen Roller und nahm meinen für die Wiederholungsrunde. Wieder wurde ich nur zweiter. Na ja, hat mich gewurmt, damals.
Rund um den Block ging es auch, wenn wir die Kellerroste an den Eingangstüren inspizierten. Dort konnten wir manchmal sogar Geldstücke hochangeln. Und überhaupt: Geld. Wir sammelten alles, was man umsetzen konnte. Alte Flaschen, Metall, Papier. Im oberen Teil der Rampenstraße gab es dafür den Schrotthändler Wilke (?). Das Geld wurde aufgeteilt und, nix mit Bedürfnisaufschub, auch gleich wieder ausgegeben. War es viel, liehen wir uns beim Fahrrad-Kramer in der Wittekindstraße kleine rollerartige Fahrräder. Einmal reichte es sogar für die teureren Rennfahrräder für Kinder. Blieb aber für jeden nur ein Groschen, wurde der verschnökert. Die „Bude“ von Frau Hirschfeld auf der anderen Seite der Fußgängerbrücke war auch auf Kinderkundschaft eingestellt: Bonbons, Waffeln, Lakritze in Schnecken-, Stangen- und Pfeifenform, und ***Wunder***tüten!!! Zur Bude ging man auch, wenn Nachbarn uns schickten, um Bier oder Zigaretten zu besorgen. Das Botengeld gab’s immer erst hinterher, so daß wir gleich wieder zur Bude gingen.

Die Bahn und die Brücke über die Bahn waren uns wichtig. Ich habe ihnen ein eigenes Kapitel gewidmet.

Besonders an Regentagen vertrieben wir uns in den Hauseingängen und Treppenhäusern die Zeit mit Spielen, mit Liedern und Sprüchen (bis wir ins nächste Haus vertrieben wurden). Die meisten Sprüche kann man bei Rühmkorf nachlesen: *Über das Volksvermögen*.[7] Da wimmelte es von Fäkalausdrücken und damals für uns unverständlichen, dafür um so geheimnisvolleren „Schweinereien“: *Licht aus, Licht aus, Mutter zieht sich nackend aus ….* Ich wuchs vaterlos auf. Was andere allerdings bei den beengten Wohnverhältnissen mitbekamen, weiß ich nicht. Oder der Abzählreim *Alexander, Arsch aus’nander, Arsch wieder zu und raus bist du*. Meine Frau ist immer entsetzt, wenn ich davon erzähle und sagt *Typisch Linden*. Sie ist halt in der feinen Eilenriedegegend aufgewachsen. Gern sangen wir auch das so schön-schreckliche Lied vom „Negeraufstand in Kuba“ mit dem Doppel-Refrain *Umba umba rassa, Umba umba rassa, umba hee o hee o hee*. Heute kann man das alles googeln[8] und damit sein Gedächtnis auffrischen. Unvorstellbar rassistisch die zweite Strophe: *Auf dem Dache sitzt der Häuptling, nagt am Reste eines Säuglings, aus den übrig bleib’nen Knochen, läßt er sich ’ne Suppe kochen*. Doch die eine Version in der ersten Strophe scheint es nur in Linden gegeben zu haben: *Auf der Straße nach Havanna halten Negerweiber Wacht* – oder hieß es *halten Neger Weiber wach* ? Sehr geheimnisvoll.

[6] Google-maps
[7] http://magazin.spiegel.de/EpubDelivery/spiegel/pdf/46409377
[8] https://www.google.de/search?q=Negeraufstand+ist+in+in+Kuba&ie=utf-8&oe=utf-8&aq=t&rls=org.mozilla:de:official&client=firefox-a&channel=sb&gfe_rd=cr&ei=NcUpVKS2Geyl8weA2oEo

Nach dem Regen spielten wir im „Kallermatsch“. War der Regen heftig gewesen, eilten wir schnell nach draußen. In der Gosse floß das Regenwasser und wir warfen Holzstückchen oder Papierschnipsel als Schiffchen hinein und liefen nebenher. Heute parken dort Autos, fast lükkenlos. Früher konnten wir auch auf der Fahrbahn spielen und mußten nur selten zur Seite gehen. Bordsteinwerfen, zum Beispiel, ein Spiel für zwei: Man versuchte mit einem kleineren Ball den Bordstein auf der Gegenseite zu treffen. Traf man, sprang der Ball zurück, man hatte einen Punkt und durfte gleich noch mal. Traf man nicht, war gegenüber der andere dran. Einmal kam ein Lastwagen vorbei. Ich traf den Wagen, der Fahrer bremste, kam raus und fegte mir eine, so daß mir vor Schreck einige Tropfen in die Hose gingen. Er stieg wieder ein und fuhr weiter. So war das damals.
Vor ihrer Parzellierung waren die Höfe durchgängig, von den beiden Klinkerbauen in der Dieckbornstraße bis zur Abschlußmauer zum Grundstück des zerbombten Hochhauses in der Rampenstraße.

Die durchgehenden Höfe; links sieht man noch den Luftdruck- und Splitterschutz vor den Keller-Hof-Eingängen. Es dürfte sich um Haus Nr. 11A handeln[9].

Hier spielten wir Fußball „auf kleine Tore“; jeder hatte ein Kellerfenster als Tor, war aber zugleich sein eigener Stürmer. Wenn’s zu laut wurde, machte Frau Rauch ihr Fenster auf: *Mein Mann hatte Nachtschicht*, der arbeitete „auf der Conti“, und wir zogen zwei Häuser weiter.

Auf den Höfen wurde auch die Wäsche getrocknet, dann gab es Ärger, wenn wir dort spielten. Aber irgendwo hing immer Wäsche auf dem Hof und wir hüteten uns vor dem Zorn der Hausfrauen.
Auf der Straßenseite war das Ruhebedürfnis der Erwachsenen nicht so groß. Bis spät in die Nacht liefen wir Rollschuh und machten einen höllischen Lärm, denn die Rollen waren damals nicht aus Plastik, sondern aus Metall.

Wir Kinder sorgten schon dafür, daß es in der Rampenstraße nicht langweilig wurde, uns jedenfalls nicht.

[9] Aus den Beständen von Gisela Hoffmann, früher Rampenstraße 11A

„Die Bahn“

„Die Bahn“[1]! Eine Mauer aus dünnen Betonplatten trennte das Bahngelände von der Rampenstraße[2]. Vorher war da ein Zaun, ein *Staketenzaun*[3], wie meine Oma erzählte. Auf dem schmalen Sandstreifen vor der Mauer haben wir *Knicker* gespielt. Über die Mauer kamen wir nicht rüber. Aber am Aufgang zur Brücke konnten wir über die Holzwand klettern. Das durften wir natürlich nicht und das Paradies, das sich jenseits der Holzwand auftat, hatte einen Wächter.

Wenn jemand rief: *Der Papke kommt!* [4] flüchteten wir. Das war selten, aber eine immer drohende Gefahr. Das Paradies war eng und bestand nur aus der dicht von Büschen bewachsenen Böschung links, die ziemlich steil zum Schienenbereich runterführte, und der Mauer rechts. Entlang der Mauer gab’s einen Trampelpfad.

Die Bahn war so ziemlich der einzige Ort, an dem wir unter uns waren, ohne Einsichtsmöglichkeit irgendwelcher Erwachsener, von der Papke-Bedrohung abgesehen. Nicht, daß da irgendwelche schlimmen Dinge passiert wären, auch Doktorles-Spiele gab es nicht, denn Mädchen kletterten nicht über die Holzwand. In diesem „Männerparadies“ schnitten wir Stöcke für Speere, Pfeile und „Flitzebögen“ und verzierten sie mit unseren Taschenmessern. Holunderstöcke höhlten wir zu Pusterohren aus und die unreifen Beeren kamen vom selben Strauch. Nichts Spektakuläres, aber ein Stück unbeschwerter Kindheit. So unbeschwert, daß wir aus voller Kehle sangen: *Ei ei, ei Korea, der Krieg kommt immer näher, und wenn der Ami Bomben wirft, dann wackelt ganz Korea.*[5] Und das in der Nachkriegszeit mit all den Trümmergrundstücken, makaber!

---

[1] http://de.wikipedia.org/wiki/K%C3%BCchengarten_%28Linden%29#Bahnhof_K.C3.BCchengarten

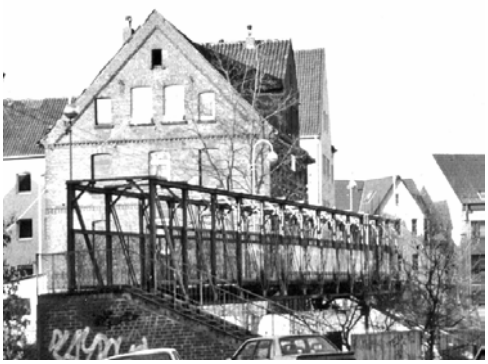
[2] Photo aus den Beständen von Gisela Hoffmann, früher Rampenstraße 11A

[3] https://www.flickr.com/photos/dierkschaefer/10831150514/in/set-72157605061052271 kurz vorm Küchengarten konnte man noch lange die Reste dieses Zaunes sehen.

[4] Ein Herr Papke war (vielleicht nur früher) bei der Eisenbahn beschäftigt. Sein Name stand für uns Jungen für den Aufseher im Bahngelände nördlich der Rampenstraße. Wenn wir „in der Bahn“ spielten, was verboten war, und ein Erwachsener sich uns näherte, hieß der Alarmruf „Der Papke kommt“ und wir verließen fluchtartig das Gelände. Ich habe den (oder einen) echten Herrn Papke nur als Rentner erlebt: Die Eisenbahnerwitwe in unserem Haus war mit ihm liiert … oder so ähnlich. Er hatte eine notdürftig ausgebaute Dachkammer oben auf dem Dachboden; ich habe gesehen, wie sie gebaut wurde, aus den gleichen dünnen Betonplatten wie die Mauer zur Bahn. Er starb im Siloa; kurz zuvor hatte ich ihn noch einmal besucht. Er war mein erster *moribundus*.

[5] »Ein beliebter „Samba – Hit“ war das schöne Lied „Eyeyey Maria, Maria aus Bahia“ was man damals aus allen Ecken hörte. Wir Kinder haben das ein wenig abgeändert und sangen zur politischen Lage lauthals „Eyeyey Korea, der Krieg kommt immer näher“, wobei es sich dann anhörte wie „Eyeyey Korea, der Krieg kommt immer nähaaaaaa“. Wir wussten zwar selbst nicht genau, was wir da sangen, aber die Erwachsenen haben darüber meist gelacht. Sehr viele Jahre später hörte ich dann das gehaltvolle Sambalied in der Fernsehwerbung wieder: „Ei, ei, ei Verpoorten, Verpoorten allerorten“. So verfolgen einen manche Dinge ein ganzes Leben.«
http://books.google.de/books?id=xVNBAQAAQBAJ&pg=PA64&lpg=PA64&dq=ei+ei+ei+korea+der+krieg+kommt+immer+n%C3%A4her&source=bl&ots=oCXRH8W1at&sig=R8D2RhFKKNSol8z9EhwFdSSTYyM&hl=de&sa=X&ei=ASIqVPXiG9LOaMrTgdgE&ved=0CEsQ6AEwCQ#v=onepage&q=ei%20ei%20ei%20korea%20der%20krieg%20kommt%20immer%20n%C3%A4her&f=false

Die Verlängerung der Dieckbornstraße bis an die Fössestraße führte mit einer Fußgängerbrücke über das Bahngelände des Bahnhofs Linden. Die Brücke gibt es nicht mehr, weil die Bahnstrecke stillgelegt ist. Zunächst war es eine mit Holz verkleidete Brücke. Man konnte durch die Bretterwände und den Bohlenbelag den Bahnkörper nicht sehen, allenfalls durch die Ritzen. Wir hatten immer einen ungeheuren Spaß, wenn unten eine Dampflok durchfuhr, deren Wolken die ganze Brücke – und uns – in Nebel hüllten. Wir sprangen dann aufgeregt durch den Dampf. An Gesundheit dachte damals niemand. Danach wurde die Brücke mit Drahtgeflechtwänden ausgestattet[6], der Reiz war weg, denn der Dampf verwehte schnell.



Manchmal kam Kalle, „Kallemann-Doof von der Gasanstalt“, ein junger Mann mit geistiger Beschränkung von der Fössestraßenseite zu uns rüber und spielte Mundharmonika.

Ganz früher, nach den Erzählungen meiner Großmutter, begegneten sich auf der Brücke die Kinder und Jugendlichen von der Fössestraßenseite und die von der Dieckbornstraßenseite und haben sich geschlagen wie die Kesselflicker.[7]

Am Fuß der Brücke an der Fössestraße war die „Bude“ von Frau Hirschfeld. Dort gab es Schnökereien: Bonbons, Waffeln, Lakritze in Schnecken-, Stangen- und Pfeifenform, und ***Wunder***tüten!!! Zur Bude ging man auch, wenn Nachbarn uns schickten, um Bier oder Zigaretten zu besorgen. Das Botengeld gab’s leider immer erst hinterher, so daß wir gleich wieder zur Bude gingen. Von Bedürfnisaufschub keine Spur.
An der Tankstelle neben dem Kiosk mußte man, wenn ich mich nicht irre, das Benzin noch per Hand in ein Schauglas hochpumpen, um es dann in den Tank laufen zu lassen, wie später noch lange Zeit das Benzingemisch für die Mofas. Die Tankstelle hatte ich fast vergessen. Doch dann bekam ich ein Photo[8].

Blick von der Rampenstraße. Über der Mauer zur Bahn sieht man das Dach der Tankstelle an der Fössestraße mit dem Schriftaufsatz: *Diesel* ⇨

⇦ Wie groß das Bahngelände früher war, sieht man auf dem Stadtplan von 1912[9], bevor dieser Teil der Rampenstraße gebaut wurde. Dazu auch der Wiki-Artikel „Küchengarten“[10]

[6] Photo, Herkunft unbekannt, Bearbeitung ds
[7] Das kann man sich etwa so vorstellen, wie es im Jugendroman „Krieg der Knöpfe“ von Louis Pergaud aus dem Jahr 1912 dargestellt ist, recht brutal.
[8] Aus den Beständen von Gisela Hoffmann, früher Rampenstraße 11A
[9] https://www.flickr.com/photos/dierkschaefer/11159038815/in/set-72157605061052271
[10] http://de.wikipedia.org/wiki/K%C3%BCchengarten_%28Linden%29

Die Dieckbornstraße – zwischen Wittekindstraße und „Pariser Platz“

Das Trümmergrundstück gleich vorn an der Kreuzung Dieckborn-/Wittekindstraße hatte durch die Erzählungen meiner Mutter und Oma Bedeutung, denn im Erdgeschoß befand sich früher der Lebensmittelladen Heymann. Die Heymanns waren Juden und meine Mutter kaufte dort, mit Parteiabzeichen am Revers. Doch immer, wenn die Judenhetze im Radio besonders schlimm gewesen war, blieb sie weg, so ihre Erzählung. Wenn sie wieder im Laden auftauchte, habe Frau Heymann gesagt: *So, Hella, nun ist auch die letzte unserer Kunden wieder da.* Andere waren offenbar eher mutig, aber meine Mutter hat es immer als Kompliment verstanden.[1] Doch das sind Geschichten vom Hörensagen. Für uns Kinder war der Fahrradladen Kramer, neben dem Trümmergrundstück in der Wittekindstraße interessanter; was gab es dort nicht alles, was unser Herz begehrte, wir uns aber bestenfalls mal ausleihen konnten. (⇨ Kinderspiele in der Rampenstraße).

Ging man in der Dieckbornstraße auf der linken Seite weiter, so kam man zu zu „Bolte“, einem kleinen Milchladen. Herr Bolte, ein kleiner, stabiler Calenberger Bauer mit blauwäßrigen Augen, nach Landmannsart angezogen, verkaufte dort Milch. Meist war er selber im Laden; aber immer Frau Erb, die aus großen verzinkten Milchtonnen mit verzinkten Maßen Milch, Buttermilch und Sahne abmaß und in unsere Milchkannen füllte, später dann in Milchflaschen. Bei Herrn Bolte stehe ich bis heute in der Schuld, denn ich habe ihn um eine Mark betrogen und dabei gelogen, was das Zeug hielt.

Etwa vier Jahre alt war ich, als ich auf der linken Seite im Hochparterre im kleinen Lebensmittel- und Obstladen Lautenbach kurz vorm Pariser Platz[2] ein achtel Pfund Kaffee kaufen und „anschreiben“ lassen sollte. Kaffee war eine teure Kostbarkeit in der Nachkriegszeit. Ich war wohl schusselig und verlangte ein Pfund. Das reichte mir Frau Lautenbach über den Tresen. Die offene Obstspitztüte war bis oben zum Rand voll gefüllt. Mehr hätte nicht reingepaßt und ich, klein wie ich war, konnte sie kaum richtig tragen. Verabredet waren wir in der Wittekindstraße bei Overkamp, unserem Schuster, den wir dank meiner stets schief abgetretenen Schuhe reich machten. Auf dem Weg dorthin verlor ich manche Bohne aus der übervollen Tüte – und meine Mutter fiel fast in Ohnmacht. Ich mußte zurück. Frau Lautenbach akzeptierte die Bohnen ungewogen und gab mir ein achtel Pfund, wie gewünscht – uff!

Schräg gegenüber kam man zu Bäcker Buchholz. Warum wir nicht bei Bäcker Behrens kauften (viel näher!), weiß ich nicht. Ohnehin kauften wir nur selten, wo alle einkauften. An Bäkker Buchholz habe ich nur gute Erinnerungen, das heißt, eigentlich nur an „Paul“. Paul war der Bäckermeister in der Backstube, Frau Buchholz bediente im Laden und war mir nicht sonderlich sympathisch. Aber Paul! Er fabrizierte die besten Marzipanfiguren in der Weihnachtszeit, die besten Schweinsohren, die besten Buttercremstücke – und wurde wegen zuviel Zuckerguß von Frau Buchholz im Laden vor der Kundschaft gescholten. Zu Festtagen gingen wir mit vorbereitetem Teig in die Backstube. Paul rollte den Teig aus und drapierte ihn auf ein Backblech. Sollte es ein Streuselkuchen werden, streute Paul die Streusel drauf. Bei Apfel- oder Zuckerkuchen war meine Mutter an der Reihe. Sie belegte den Teig, Paul legte eine aus Teig gerollte Nummer drauf, die meine Mutter dann für mich zusätzlich und überreich mit

[1] Der Sohn Heymann sorgte schließlich für die Ausreise der Familie nach Shanghai. Ich habe – aus Reminiszenz – einen Stolperstein für die Heymanns beantragt. Doch der Stadt Hannover sind wohl nur ermordete Juden stolpersteinwürdig. - Einen atmosphärisch dichten Einblick in die Situation der Shanghai-Flüchtlinge bietet der Roman von Ursula Krechel, *Shanghai fern von wo*, Salzburg-Wien 2009[4]

[2] Der hieß damals nicht so. Nur die Kneipe rechts an der Ecke Kirchstraße trug diesen Namen.

Butter und Zucker versah. Wir verließen die Backstube und holten später den gebackenen Kuchen ab. Köstlich! Einmal, zu Weihnachten, war der Andrang so groß, daß Paul eine dreistellige Nummer auf unsere Kuchen legen mußte – ganz für mich. Ein andermal sollte ich den Mund aufmachen und Paul pumpte mir direkt aus der Spritztüte Sahne in den Mund. Aber ein Baguette konnte er, wie bis heute die meisten deutschen Bäcker, nicht hinkriegen. Nach meinem ersten Parisaufenthalt wollte er extra für mich eins backen, doch es war nur ein Weißbrot in Baguette-Format. Tja, und irgendwann verkaufte Frau Buchholz ihren Laden und Paul, dieser tolle Bäcker, mußte zu „Harry-HABAG“ als ein Fließbandbäcker unter vielen. Er wirkte nicht glücklich und tat mir leid, doch er hatte Kinder zu versorgen. Nie werde ich vergessen, wie er den heißen Backofen mit einem nassen Lappen am Stab auswischte und dann die Brote einschoß. Heute kommen die aus dem Backautomaten – und der Laden wurde tiefer gelegt und hat seitdem mehrfach den Besitzer und das Metier gewechselt.
Doch noch ein paar Sätze über die Preise, weil sie mir immer noch durch den Kopf gehen, wenn ich Backwaren kaufe. In der Nachkriegszeit kosteten die Brötchen 5 Pfennig und das Brot 76. Die süßen „Platenbrötchen“ waren lecker, aber auch teurer. Aus dem Semmel pulte ich gern auf dem Heimweg die vorstehenden Rosinen raus. Als dann die Preise zu klettern begannen, war die Nachkriegszeit dennoch nicht vorbei.

[3]

[3] http://www.flickr.com/photos/dierkschaefer/9573149884/in/set-72157605061052271

Drängelei in der Lindener Grundschule

„Los, wir drängeln!“ hieß unser Pausenschlachtruf. Wir waren 1950 eingeschult worden[1]. Schultüten gab es, um den beginnenden Ernst des Lebens zu versüßen. Begann der erst jetzt? Doch so ernst haben wir die Schule dann doch nicht genommen. Wir waren ja noch Kinder und die Pausen wichtiger als der Unterricht. Dann rannten wir zur Mauer mit ihren großen Stützpfeilern und drängelten mit Begeisterung.

Wie ging das Spiel?
Wer als erster ankam, stellte sich mit dem Rücken zum Stützpfeiler und preßte sich mit Körper und Knie eng an den Pfeiler und an die Mauer. Alle anderen versuchten, einen Platz möglichst weit vorn zu ergattern, in Richtung und mit Blick auf Nummer eins. Und nun begann das Drängeln. Nur mit Gebrauch von Schulter und Knie galt es, den Vordermann aus der Reihe zu drängeln, Hände und Füße waren tabu. Jeder gegen seinen Vordermann, der seinerseits eifrig versuchte, weiter nach vorn zu kommen. Am schwierigsten war es, als Nummer zwei die Nummer eins wegzudrängeln, denn der hatte einen Standortvorteil im wahrsten Sinn des Wortes. Während die Vorgänger mit ihrer Rückseite genug Angriffsfläche boten, stand Nummer eins Auge in Auge gegenüber, mit festem Rückhalt von Wand und Pfeiler. Sein Knie oder seine Schulter wegzuhebeln, war nicht leicht, denn der Hintermann war ja auch nicht untätig und versuchte selber, erst einmal Nummer zwei zu werden. Es hat uns ungeheuer viel Spaß gemacht.

Als ich kürzlich den „Tatort“ photographierte, war ich erstaunt, wie klein die Pfeiler aussehen. Doch für uns Kinder waren sie groß.

Im Rückblick betrachtet war die spielerische Drängelei auch eine Vorübung fürs Leben: Es ist schwer, nach oben zu kommen und dort seinen Platz zu halten. Und fürs *fair-play* gab es Spielregeln. Wer Hände und Füße zu Hilfe nahm, mußte raus. So fair geht es im Leben nicht immer zu. Da waren wir Kinder noch besser (dran).

Die Schule war damals gerade umbenannt worden und hieß Pestalozzischule, was manche Eltern irritierte, denn die Pestalozzistraße war ganz woanders. Heute heißt sie „Grundschule am Lindener Markt“[2]

[1] 1. Klasse 1950: https://www.flickr.com/photos/dierkschaefer/2951668092/in/set-72157605061052271
Die Schule heute: https://www.flickr.com/photos/dierkschaefer/4948671932/in/set-72157605061052271
[2] https://www.flickr.com/photos/dierkschaefer/4948088797/in/set-72157605061052271 http://www.gs-am-lindener-markt.de/index.php?option=com_content&view=article&id=82:fest-und-jubilaeumsfeiern&catid=22:veranstaltungen&Itemid=107 Hier sind übrigens auch die Anfänge der Humboldtschule zu finden.

An die vier Jahre in der Pestalozzischule habe ich nur wenige Erinnerungen[3].
Ein Lehrer sagte einmal, wenn Hermann gegen die Römer verloren hätte, dann wären wir heute alle Italiener. Eine Vorstellung, die ihn zu schrecken schien. Ich fand den Gedanken damals schon merkwürdig.

Pestalozzischule, damals ⇨

Was habe ich noch gelernt?
Frau Lehrer, der brummt, riefen die Kameraden im Musikunterricht. Was machen Musiklehrer, auch heute noch, wenn ein Schüler unmusikalisch ist und nicht singen kann? Nein, sie fördern und fordern ihn nicht. Schweigen soll er, denn sie wollen mit Chor und Orchester vor der ganzen Schule und den Eltern glänzen. Ich lernte also, daß ich da nichts lernen kann.

Als ich in der 4. Klasse war, wurde eine sogenannte Förderstufe[4] eingeführt. Sie sollte im folgenden Jahr beginnen. Zum Probeunterricht, den es damals für alle weiterführenden Schulen gab[5], kamen nach meiner Erinnerung erstmals Mädchen an die Schule[6]. An unserem kindischen Verhalten (dem der Jungen) war zu erkennen, daß uns ein früherer Beginn von Koedukation gutgetan hätte.

Ich kam dann 1954 auf die Humboldtschule, eine reine Jungenschule.

---

[3] https://www.flickr.com/photos/dierkschaefer/2951668092/in/set-72157605061052271

[4] Das war ein Schulversuch. Ziel war, daß Schüler und Schülerinnen nach bestandenem Probeunterricht den Förderkurs besuchen konnten. Der führte ohne Schulwechsel bis zur 10. Klasse und schloß mit der Mittleren Reife ab.

[5] Wie ich meine, eine sehr sinnvolle Einrichtung. Die weiterführenden Schulen hatten die Zeit für den einwöchigen Probeunterricht nicht terminlich unter einander abgestimmt.

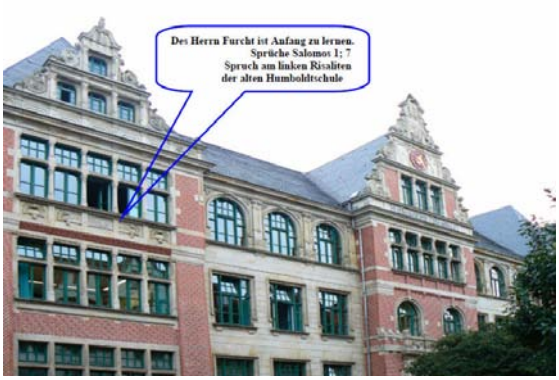
[6] Als ich dies für die Festschrift zum 125jährigen Bestehen der Schule schrieb, mußte ich mich belehren lassen: Es gab nachweislich Mädchen an der Schule. Allerdings war die Schule nicht koedukativ und ich hatte Mädchen wohl erst wahrgenommen, als wir die neuen neckten. Ich erwähne das aber auch, um deutlich zu machen, eine wie unzuverlässige Quelle die Erinnerung ist. Dazu:
http://www.brain.mpg.de/fileadmin/user_upload/images/Research/Emeriti/Singer/Historikertag.pdf

Non scholae sed vitae discimus

Gern und meist falsch zitiert: Nicht für die Schule lernen wir, sondern für das Leben. Eigentlich heißt es umgekehrt: Non vitae, sed scholae discimus.[1] Doch diese Ironie ist dem Selbstverständnis von Schule und Lehrern zum Opfer gefallen.
Bertold Brecht hat es, ironisch oder realistisch?, anders gesehen: *Der Schüler lernt alles, was nötig ist, um im Leben vorwärts zu kommen. Es ist dasselbe, was nötig ist, um in der Schule vorwärts zu kommen. Es handelt sich um Unterschleif, Vortäuschung von Kenntnissen, Fähigkeit, sich ungestraft zu rächen, schnelle Aneignung von Gemeinplätzen, Schmeichelei, Unterwürfigkeit, Bereitschaft, seinesgleichen an Höherstehende zu verraten usw. usw. Das wichtigste ist doch die Menschenkenntnis. Sie wird in Form von Lehrerkenntnis erworben. Der Schüler muss die Schwächen des Lehrers kennen und sie auszunützen verstehen, sonst wird er niemals sich dagegen wehren können.* [2]

Wie sah das für mich aus?
Meine Grundschulzeit habe ich im vorigen Kapitel gestreift.
Nach der Grundschule begann meine Leidenszeit.

Die Humboldtschule[3]
Ich hatte mich schon als Kind in die Humboldtschule in der Beethovenstraße verguckt. Die Fassade gefiel mir. *Was ist das für ein Haus?* hatte ich meine Mutter gefragt. *Eine Schule. – Da will ich hin.* Nach oben geschaut habe ich nicht, und was da stand, hätte ich doch nicht lesen können: *Die Furcht des Herrn ist der Anfang des Lernens*.[4] Das sollte bittere Wahrheit werden.



Bei der Anmeldung ging es noch fast harmlos zu: *Ich sehe rechts Wolken*, sagte der Herr Direktor Martin Schwind, als er mein Zeugnis begutachtete. Rechts stand die Musiknote. *Musik kann ich nicht*, antwortete ich. *Das muß heißen: Kann ich **noch** nicht*.
Dann kamen der einwöchige Probeunterricht und das Bibbern danach. Bestanden.

Das Schuljahr begann ohne den Klassenlehrer, der war krank und wurde vom Musiklehrer vertreten. Ich hatte keine Ahnung, daß dies die Schonzeit war. Denn danach kam, ohne Übertreibung, der blanke Terror. Atze, so der Spitzname[5] unseres Klassenlehrers, terrorisierte uns systematisch. Wie man solch einem Kinderschinder überhaupt Kinder und noch dazu Fünftklässler anvertrauen konnte, ist mir bis heute ein Rätsel. Es war nicht nur der Kasernenhof-Drill, besonders im Sport und im Schullandheim. Nein, er tobte häufig und einmal hackte er sogar vor Wut und zur Einschüchterung mit seinem Fuß auf einen Schülertisch, so daß die Platte einbrach. Rund die Hälfte, oft auch mehr jeder Unterrichtsstunde verging mit „Klassengeschäften“, die sich hinzogen, weil er sich um jeden Dreck kümmerte, immer wieder durch seine Aggressionsanfälle unterbrochen. So lernten wir die Furcht des Herrn Atze kennen. Im

[1] http://de.wikipedia.org/wiki/Non_scholae_sed_vitae_discimus
[2] (Brecht 1982, S. 1401-1403) Zitiert nach: http://www.die-bonn.de/selber/materialien/assets/Lernwiderstaende.pdf
[3] https://www.flickr.com/photos/dierkschaefer/6242707719/in/set-72157605061052271
[4] https://www.flickr.com/photos/dierkschaefer/14918690005/in/set-72157605061052271
[5] Wie in der *Feuerzangenbowle* hatten viele Lehrer bei uns Spitznamen. *Zeus* war natürlich der Direktor, dann gab es *Entenschreck, Segelohr, Pferdesack, Äffi, Sprotte, Aga* und andere, doch das, und die vielen Döntjes dazu, sind wohl nur für Insider interessant.

Rückblick: Wahrscheinlich ein mentaler Kriegskrüppel[6] Wir hatten mehrere davon, aber er war einzigartig. Doch eins muß ich ihm lassen: Bei ihm haben wir Basketballspielen gelernt, denn er hat uns die Regeln so eingebimst, daß dann das Spielen Spaß machte. Die Sportstunden begannen nach dem Aufstellen der Größe nach regelmäßig mit dem Seilklettern. Wer nicht hochkam, durfte das dann für den ganzen Rest der Stunde versuchen. Regelmäßig traf das nur den einen von uns. Sein Vater war Schlachter und der Sohn sah auch so aus: kugelförmig. Immer wenn Atze zu ihm rüberschaute, nahm er einen weiteren vergeblichen Anlauf und hängte sich ans Seil. Und durfte er doch einmal mitmachen: Bockspringen war auch nicht sein Ding, er sprang nicht, sondern lief in seiner Angst einfach frontal gegen den Bock. Wir „Kameraden" waren allesamt zu feige – oder selber verängstigt. Keiner sagte was.
Es gab noch einen Lehrer, vor dem wir Angst hatten, doch der war zugleich faszinierend. Er war klein von Wuchs und hatte ein Bein im Krieg eingebüßt. Doch mit seiner Prothese spurtete er die Treppen hoch, so daß wir nicht mitkamen. Oft brüteten ganze Familien über den Mathe-Aufgaben, die der „Hexer" gegeben hatte. Man mußte keine Lösungen vorweisen, aber belegen, daß man‘s versucht hatte. *„Komm mal an die Tafel"*, sagte er, und sein gekrümmter Hexen-Finger holte den Auserwählten heran, genau so wie die Hexe in Hänsel und Gretel dargestellt wird. Und wieder traf es den armen Kameraden, der auch im Sport nicht hochkam[7]. Die Physikversuche vom Hexer schlugen uns in Bann. Sein Unterricht war schaurig-schön und teuflisch gut. Manche können auch unter Angst lernen.
Doch meine Leidenszeit lag nicht nur an problematischen Lehrern. Ich war auch ein schlechter Schüler und fast jedes Weihnachtsfest war es eine Zitterpartie, ob nach den Feiertagen der „Blaue Brief" kommt – und er kam fast regelmäßg, frankiert mit „Notopfer Berlin" zu zwei Pfennig – und die Marke war auch blau.
Der „Blaue Affe" hingegen war die Kneipe[8] in Ovelgönne. Da durften wir nicht rein. Unser Schullandheim bei Celle war ein Kapitel für sich. Über die Vergangenheit des Landheims hat man uns nichts erzählt[9]. Fast jedes Jahr ging es ins Schullandheim. Dort gab es Heide und nochmal Heide, - und lange Wanderungen[10], damit wir nachts müde waren. Welch ein Irrtum! Das Landheim war teuer. Monatlich wurde das „Landheimgeld", eine-Mark-dreißig, eingesammelt, das gehörte zu den „Klassengeschäften" von Atze, mit viel Aufregung. Der Aufenthalt kostete zusätzlich. Als man das Heim endlich aufgeben wollte, bekam die Schule dummerweise eine zweckgebundene Erbschaft. Die Eltern eines Ehemaligen, im Krieg „gefallen", hatten das Geld gestiftet.

Ein paar von den Döntjes aus dem Schulleben will ich doch einfügen[11]

- Es war Nachkriegszeit und wir hatten Schichtunterricht. Die Schule war aufgeteilt in A-Schicht und W-Schicht, A für Alexander und W für Wilhelm von Humboldt. Jede Schicht hatte eine halbe Woche vormittags und eine halbe Woche nachmittags Unterricht.
  Oben[12], über Turnhalle und Aula, lag der Zeichensaal. „Schmolli", der Zeichenlehrer hatte es nicht leicht mit uns. Im Winter brauchte

[6] Seine Rolle im Krieg und seine Kriegserlebnisse würden mich aus fachlichen Gründen interessieren.
[7] Einmal löste er an der Tafel eine Hausaufgabe, an der wir alle versagt hatten. Der Hexer: „Na, wie lange hat dein Nachhilfelehrer gebraucht, um dir das einzupauken?" Das hatte er sicher richtig vermutet, aber welche pädagogische Glanzleistung war diese vernichtende Frage. Der bedauernswerte Schüler mußte schließlich das Gymnasium verlassen. Das hätte man auch menschlicher hinkriegen können.
[8] https://www.flickr.com/photos/dierkschaefer/5189940295/in/set-72157607939329411
[9] https://www.flickr.com/photos/dierkschaefer/5189784473/in/set-72157607939329411
[10] Von den wenigen immer wiederkehrenden Zielen zählte die Stecchinelli-Kapelle zu den noch selteneren Prachtstücken https://www.flickr.com/photos/dierkschaefer/8704299245/in/set-72157607939329411
[11] Solche Döntjes sind für Außenstehende oft weniger interessant, sind aber zuweilen recht charakteristisch.
[12] https://www.flickr.com/photos/dierkschaefer/4948617514/in/set-72157605061052271

man in der Spätschicht in den letzten Stunden Licht. Einige waren auf die Idee gekommen, eine geradegebogene Büroklammer durch einen Radiergummi zu stecken. Der diente als Isolierung. Die passend zurechtgebogenen Enden wurden in eine Steckdose gesteckt: Kurzschluß, Licht aus, Feierabend. *»Komisch«,* sagt „Schmolli" einmal, *»immer gibt's in dieser Stunde einen Kurzschluß«.*

- Lustig hingegen war eine Episode aus dem Religionsunterricht bei „Aga". Wir hatten das Klassenzimmer im Hauptbau[13]. Sonnabends kam ein Lumpensammler auf den Schulhof, klingelte mit seiner Glocke und rief: *»Lumpen, Alteisen«* etc. Einer sagte aus Jux: *»Es hat geklingelt!«* Wider Erwarten fiel Aga, der immer recht müde wirkte, darauf rein. *»Dann zum nächsten Mal, was wir heute gemacht haben«.* Die übliche Aufgabe, die niemand machte. Er klappte das Buch zu und ging. Wir hatten zehn Minuten früher frei. Als wir das Spiel am nächsten Sonnabend wiederholen wollten, sagte er nur: *»Ich werde Euch!«*

Humboldtschule, Hinterhaus[14]

- Ase, unser Lateinlehrer, fiel auch immer auf uns rein, wenn der Schulzahnarzt in seine Stunde hereinschneite. Wir machten alle nacheinander brav den Mund auf. Danach durften wir dem Arzt Fragen stellen. *„Schadet Rauchen den Zähnen?"* war die Standardfrage, bei der Ase sofort einhakte, denn das war sein Laster: *Bin dem Tabak versklavt, war Soldat in zwei Weltkriegen!* sagte er mit vom Rauchen geschädigter Stimme. Damit war die Lateinstunde gelaufen. – Immer noch Ase: Wir saßen im Hinterhaus bei offenen Fenstern. Eine laut schimpfende Lehrerstimme drang zu uns rüber. Ase: *Wer ist denn noch so'n Choleriker wie ich?*
- Und dann „Entenschreck", ein passionierter Jäger! Er brachte seine geschossenen Enten mit in den Unterricht zum Abmalen, aber auch Blumensträuße. Der Typ war o.k. Aber beim Stichwort „Stalingrad", erzählte er gern, wie er dort allein 14 MG bedient habe. *Hätten wir mehr von Ihrer Sorte gehabt, hätten wir den Krieg gewonnen.* Er lachte, wenn wir das sagten.

Da gäbe es noch viel mehr zu erzählen, doch ich will's nicht übertreiben.

„Anni" war die einzige Lehrerin in der W-Schicht. Eine Gruppe von uns bildete eine Anni-Clique und wir hielten uns für die Elite. Sie lud uns öfter zu sich nach Hause ein, brachte uns kritisches Denken bei und Furchtlosigkeit gegenüber Autoritäten. So überstand ich die Zeit bis zum Abi.

Zuweilen merke ich übrigens, daß unsere Schule doch besser war, als ich mich zu erinnern meine.

---

[13] auf dem Photo unten rechts https://www.flickr.com/photos/dierkschaefer/4948033169/in/set-72157605061052271

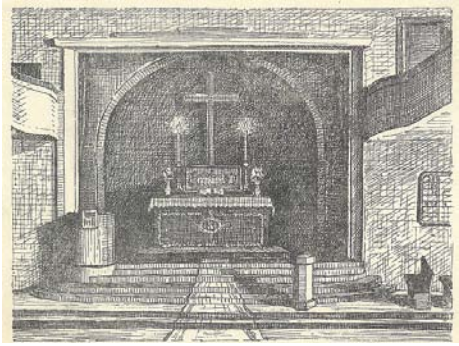
[14] Hier war die Mehrzahl der Klassenzimmer. Jetzt ist es schön renoviert, früher war das Haus nur trist grau. Die Stadt Hannover hat sich mit der Restaurierung der gesamten Schule anerkennenswerte Mühe gegeben.

St. Martin und die Jugendarbeit

[1]

Erst im Rückblick wurde mir deutlich, welche Leistung die St. Martinsgemeinde im Arbeiterviertel Linden damals erbracht hat.
Eine Kirchengemeinde zählt zu den Sozialisierungseinrichtungen, und das nicht nur in religiösen Dingen. Ob unsere Nachbarschaft religiös war, kann ich nicht beurteilen, aber kirchlich war sie nicht sonderlich. Das kirchliche Engagement, wenn man es so nennen kann, beschränkte sich weitgehend auf die Beanspruchung der Zeremonien zu den Familienfeierlichkeiten. Als Kind bekam ich davon eigentlich nur Konfirmation und Kommunion mit. Da galt es in der Nachbarschaft – je nach gefühlter Verpflichtung – Glückwunschkarten und Blumentöpfe zu verteilen[2]. Dafür gab es dann in der Regel ein Stück Kuchen als Botenlohn und, was schlimmer war, zur eigenen Konfirmation wurde Gleiches mit Gleichem vergolten. Ich bekam lauter Azaleen, - nun ja, meine Mutter mochte Blumen. Da waren die Geschenke der Geschäftsleute schon besser. Die studierten offenbar fleißig die Namenslisten zum jeweiligen Fest und schickten nicht die schlechtesten Bücher.

An meinen ersten Gemeindekontakt, meine Taufe, kann ich mich natürlich nicht mehr erinnern. Die hat mutmaßlich im Behelfskirchsaal[3] des Gertrud-Marien-Heims stattgefunden. Denn die Kirche war zerbombt, nur der Turm stand noch. So wurde das Gertrud-Marien-Heim[4] zum Zentrum der kirchlichen Aktivitäten: Kindergarten, Jugendgruppen, Konfirmandenunterricht, kleine Aufführungen. Hinter dem Heim ging es nach meiner Erinnerung einige Stufen hoch. Rechts war Platz für die Außenaktivitäten des Kindergartens und links stand ein Saalbau, der zur „Notkirche“[5] wurde, und im hinteren abtrennbaren Erweiterungsteil Räume für Sitzungen, Konfirmandenunterricht und für die STS bot. Zur STS, der Schülertagesstätte weiter unten.



Meine erste „kirchliche“ Erinnerung gilt einer Enttäuschung. Es muß ein Gottesdienst in der Notkirche[6] gewesen sein. Ich war noch klein und verstand nicht, warum die Leute mit einem Mal aufstanden und gruppenweise nach vorn gingen. Auch meine Mutter und Oma legten ihre Mäntel auf den Stuhl, nahmen den Hut ab, gingen nach vorn und ließen mich zurück. Da vorne gab es was: aus einem großen Glas eine rote Flüssigkeit – und ich kriegte nichts ab. Später hatte dann die Gemeinde ihr beim Bombenangriff zerstörtes Abendmahlsgerät durch neues ersetzt. Bis dahin gab es „Christi Blut“ aus Gläsern. Nur aus Erzählungen weiß ich, daß die Notkirche auch vom Thalia-Theater genutzt wurde, so daß zuweilen die Operettendekorationen auch die Gottesdienstszene verzierten. Später, nach dem Kirchneubau 1958, brauchte die Gemeinde wieder Geld und vermietete den großen Saal samt Empore an das landeskirchliche Archiv.

---

[1] https://www.flickr.com/photos/dierkschaefer/4948063715/in/set-72157605061052271 Die neue Kirche und die St.-Martin-Skulptur gab es damals noch nicht.
[2] Nicht nur die eigene Familie, sondern auch Nachbarn haben uns damit beauftragt.
[3] Hier eine Aufnahme aus dem Saal von 1958: http://www.flickr.com/search/?w=26480501@N06&q=Gertrud-Marien-Heim GMH heute https://www.flickr.com/photos/dierkschaefer/6244276391/in/set-72157605061052271
[4] http://www.flickr.com/photos/26480501@N06/6244276391/in/photolist-avMxPM
[5] http://www.flickr.com/search/?w=26480501@N06&q=notkirche
[6] https://www.flickr.com/photos/dierkschaefer/2951645496/in/set-72157605061052271

Doch zurück! Im Gertrud-Marien-Heim war auch mein Kindergarten. Meine Erinnerungen daran sind sehr bruchstückhaft: Im Advent gab es lange Ketten aus Papier in Sternenform gebastelt, mit klebrigen Bonbons drin. Ob man sich an jedem Tag einen abschneiden durfte, weiß ich nicht mehr. Dann die Spiele im Freigelände, manchmal gingen wir auch in den von-Alten'schen Garten[7] zum Spielen.
Die größte Hochachtung habe ich vor einer damals sicher noch ungewöhnlichen Leistung: ein ca. einwöchiger Ausflug auf die Wernershöhe[8] in der Nähe von Alfeld. Man stelle sich das einmal vor: Lauter Kindergarten-Kinder, zum ersten Mal weg von daheim. Manche hatten wohl auch Heimweh. Ob wir noch Hilfe beim Anziehen brauchten, glaube ich nicht. Das Waschen wurde wohl beaufsichtigt. Wir waren sicherlich alle „sauber", daran wurden wir in der Vor-Pampers-Zeit früh gewöhnt. Doch einmal schaffte ich es nicht rechtzeitig bis zum außen gelegenen Klo, und es war leider nicht nur das kleine Geschäft. Ob ich allein und wie das Problem gelöst habe, weiß ich nicht mehr. Aber ich hatte lange Strümpfe an, mit Strapsen. So etwas trugen Kinder damals[9]. Doch der Vorfall ist als solcher fest in meiner Erinnerung.

Eine positive Erinnerung habe ich auch: Mein erstes tiefes Landschaftserlebnis. Unser Blick reichte vom Abhang, an dem das Haus lag, über ein flaches Tal mit Wiesen und Feldern und im Hintergrund der Wald im milden Abendlicht. Ein tiefer Friede erfaßte mich. Bilder mit vergleichbarer Tiefenwirkung aufs Gemüt habe ich später nur bei Ludwig Richter, biedermeierlich-romantisch, wiedergefunden.
An die Rückkehr habe ich eine positive und eine negative Erinnerung: ein toller Fund und eine bewußte Lüge.

- Meine Mutter holte mich am Bus ab. Wie ein Held streckte ich ihr triumphierend ein Metallstück mit einer bei einem Ausflug gefundenen Ankerwicklung entgegen. „Damit können wir unsere Sicherung flicken!" Damals hatte man Schmelzsicherungen, die hin und wieder durchbrannten und durch neue ersetzt werden mußten[10]. Das kostete Geld, das war in der Nachkriegszeit nicht nur bei uns knapp. Also überbrückte man die Sicherung mit Draht. Der durfte nur nicht zu dick sein, denn er sollte ja bei einem Kurzschluß durchschmelzen und das Stromnetz der Wohnung vor Überlastung schützen. Wenn der Stromableser kam, mußte natürlich eine ordentliche Sicherung eingeschraubt sein. Mein Ankerwickeldraht hat jedenfalls bestens funktioniert, bis wir die neuen Magnetsicherungen kauften. Ich war „bannig" stolz, unsere Familie vor der totalen Verarmung gerettet zu haben.
- Nicht so stolz war ich, als meine Mutter mich fragte, ob ich auch jeden Abend „für Papa" gebetet habe. Mein Vater war vermißt und jeden Abend gehörte zu unserem Gebet auch der Satz: *„Und bring uns auch bitte den Papa zurück"*. Ich hatte die ganze Zeit überhaupt nicht gebetet, wußte aber, daß ich damit meine Mutter verletzen würde

[7] http://www.flickr.com/photos/dierkschaefer/5005417514/in/set-72157605061052271
[8] Photo/Ansichtskarte aus dem Netz.
http://de.wikipedia.org/wiki/Wernersh%C3%B6he_%28Naturschutzgebiet%29
[9] Apropos Strapse, Strumpfbänder hießen sie damals und sie hielten den Strumpf nicht immer, sondern „gingen auf". Ich mußte mich dann vor meine Mutter als Sichtschutz stellen, damit sie das Strumpfband wieder befestigen konnte.
[10] Die Wohnungen hatten nur einen einzigen Stromkreis. Als wir einen Elektroherd anschafften, mußte ein zweiter gelegt werden.

> und log tapfer: *„Ja, das habe ich.“* Das Ausbleiben der Rückkehr meines Vaters lag aber wohl doch nicht an meiner einwöchigen Unterlassung.[11]

Mein/unser Verhalten im Kindergottesdienst hat allerdings diese Nachlässigkeit auch nicht wieder wettgemacht. Wir tanzten der jungen Gruppenleiterin so ziemlich auf der Nase rum. Daß die das ausgehalten hat!

Einmal im Jahr machten wir mit der Kinderkirche einen Ausflug. Als wir im Fasanenkrug waren, hatten wir wohl das Feld eines benachbarten Bauern etwas zertrampelt, wurden aber von Pastor Reymann unter Leugnung der Wahrheit kräftig vor dem Bauern in Schutz genommen. Beim Essen demonstrierte er uns, was wir nicht machen sollten, nämlich den Salatteller an den Mund führen, um die Soße auszutrinken – und damit hatte er seine Soße intus. Unvergeßlich unheimlich das Erlebnis beim Nachmittagskaffee im Garten vom Fasanenkrug. Mit dem Ruf „eine Ratte!“ rannte eine Gruppe der älteren Kinder hinter dem Tier her, erreichte sie und trat sie tot. Die Worte Mob und Meute kannte ich damals noch nicht, seitdem aber das Phänomen, dazu mein Entsetzen und meine Abscheu.

Als es an den Kirchneubau[12] ging, tauchten die ehrenamtlichen Sammlerinnen auf. Sie sammelten Geld für den Neubau und verkauften „Bausteine“. Sie kamen nach meiner Erinnerung monatlich, und bei uns nicht vergeblich.

Unser Jahrgang war der erste, der in der neuen Kirche[13] konfirmiert wurde. Das war 1958. Es gab für jeden der drei Pfarrbezirke[14] und deren Konfirmandengruppe je einen Konfirmationsgottesdienst. Pastor Reymanns Gruppe war die erste und „sein“ Friedrich wurde als allererster in der neuen Kirche konfirmiert, denn Reymann hatte für diesen Fall die sonst übliche alphabetische Reihenfolge ausgesetzt. Das Wort „Nepotismus“ gab es in meinem Sprachschatz noch nicht. Man hielt es auch für normal, daß ein Kirchengemeinderatsmitglied einen wichtigen Auftrag für die Kircheninnenausstattung bekam. Vielleicht hatte er ja tatsächlich das günstigste Angebot gemacht. Allerdings verteidigte er gegen die Kritik aus unserer Jugendgruppe das Apostelwort *Tut gutes jedermann, zumeist aber an des Glaubens Genossen!*[15] Ansonsten spielten Kirchengemeinderatsmitglieder in meinem Bewußtsein keine Rolle. Ich kann mich überhaupt nur an einen persönlich erinnern.[16]

---

[11] Der Satire Weblog „Der Postillion“ eröffnet allerdings ganz andere Horizonte. http://www.der-postillon.com/2011/12/eugh-grundsatzentscheidung-kirchen.html . Doch ich werde wohl auf eine Klage verzichten, denn Gott wird hier durch die Kirchen vertreten. Die kennen kein Jüngstes Gericht, sondern werden auch in meinem Fall auf Verjährung pochen. http://dierkschaefer.wordpress.com/2011/07/03/das-jungste-gerucht-vom-jungsten-gericht/

[12] Photo: St. Martin, Neubau 1955, Arnfried Voigt

[13] https://www.flickr.com/photos/dierkschaefer/4948647836/in/set-72157605061052271 heute mit Turmuhr

[14] Heute ist der Personalbestand meiner Heimatgemeinde zusammengeschnurrt, und ich höre, daß St. Martin wohl zugunsten der Bethlehemkirche aufgegeben werden könnte.

[15] Gal 6, 10

[16] Ein Mitkonfirmand, kritischer als ich damals, soll über ihn gespöttelt haben: *Der Pape ist mir Piepe, ich pupe auf Pape.*

Nun zur STS, zur Schülertagesstätte. Sie war ein Projekt der Gemeinde und bot nachmittägliche Hausaufgabenbetreuung. Das war sinnvoll, denn viele Schüler; die wie ich als erste ihrer Familie eine weiterführende Schule besuchten, hatten daheim nicht die erforderliche Unterstützung. Die Gemeinde hat wohl sehr schnell auf das damals aufkommende Thema der „Schlüsselkinder“[17] reagiert. Das Projekt war gut gemeint und zunächst auch gut umgesetzt. Man hatte Herrn Gast als Leiter der STS gewonnen, ein strenger Lehrer, dem wir nicht auf der Nase herumtanzen konnten. Leider gab Herr Gast nur ein Gastspiel von einem Jahr. Seine Nachfolger meinten es sicherlich gut, doch gegen uns hatten sie keine Chance. Wir verwahrlosten unter Aufsicht und verpaßten damit unsere Chancen. Denn was nutzt es, daß wir nun das Rülpsen dermaßen trainiert hatten, daß die „Fittesten“ sogar das ganze Alphabet rülpsen konnten – um nur einen „Erfolg“ der STS zu nennen. Nur gut, daß es damals keine Drogen gab, die hätte es dann sicherlich auch bei uns gegeben.
Aber doch, es gab eine. Die hieß Jesus und wurde in der Jugendarbeit verabreicht. Das ist eine Einschätzung aus kritischer Distanz. Doch damals war diese Jugendarbeit goldrichtig und wird manche von uns davor bewahrt haben, in der Pubertät abzurutschen. Angezogen wurden wir von dem „Jugendkreiswart“ Werner Brenneke. Er war auf Kirchenkreisebene zuständig und es gab wohl auch manche Querelen im Hintergrund, von denen ich im Detail nichts weiß. Es mag der sichtbare Erfolg seiner Arbeit gewesen sein, der manchen ordinierten Pastor neidisch machte, vielleicht war es aber auch sein pietistischer Frömmigkeitsstil. Brenneke hatte Charisma, das hatten die drei Pastoren nicht – und das machte ihn für uns Jugendliche glaubwürdig. Mit leuchtenden Augen leitete er Bibelarbeiten, nahm uns zur Waldweihnacht mit nach Empelde und jeder steckte seine brennende Kerze auf den Baum im Wald. Brenneke begeisterte uns durch das von der Wandervogeltradition[18] geprägte Programm: Jugendfreizeiten, Fahrten, Lagerfeuer, Nachtwanderungen, gemeinsames Singen nach der „Mundorgel“[19] und dem „Wachet auf!“[20]. Fürchterlich fromm auch seine Büchertische. Auf die Qualität angesprochen, sagte er mir: *„Literatur“ lesen die nicht. Wenn sie wenigsten diese Bücher lesen, ist es doch gut.* Ansonsten sang er das hohe Lied der ehelichen Liebe und machte uns ein schlechtes Gewissen wegen der Onanie. Man dürfe aus einem Dampfkessel nicht zu früh Dampf ablassen, sonst fehle er, wenn man ihn brauche. Ich will das nicht weiter ausmalen.
Dennoch: Es war gut so. Besser jedenfalls als die langweiligen Bibelarbeiten bei Pastor Schäperkötter, bei denen wir aus lauter Reizdeprivation die Fransen der Wohnzimmertischdecke benutzten, um Zöpfe zu flechten.

Summa summarum hat St. Martin einen wichtigen und wertvollen Beitrag in der Begleitung junger Menschen geleistet, von der Kindheit über die Pubertät und darüber hinaus.

Wenn ich heute durch die Kirche gehen will, ist sie zumeist verschlossen und auch damit typisch protestantisch. Einmal aber hatte ich Glück und konnte das einzige Stück aus der alten St. Martinskirche photographieren, die Predella[21].

[17] http://de.wikipedia.org/wiki/Schl%C3%BCsselkind
[18] http://de.wikipedia.org/wiki/Wandervogel
[19] http://de.wikipedia.org/wiki/Mundorgel_%28Liederbuch%29
[20] „Wachet auf! Liederbuch christlicher Jugend“
[21] https://www.flickr.com/photos/dierkschaefer/8243006134/in/set-72157605061052271/

Der Tod im Ihmezentrum

Immer wieder streife ich auch durch das marode bis ruinöse Ihmezentrum und dokumentiere es in vielen Photos[1]. Dieser Verfall hat etwas durchaus Faszinierendes für mich.
Die Glanzzeiten dieses Kolosses habe ich auch erlebt, von der Planung bis zum Bezug unserer Wohnung. Na ja, was heißt unserer? Ich selber wohnte schon lange in Tübingen und bin nie dort eingezogen. Doch die Wohnung für meine Mutter und meine Oma habe ich mitgestaltet und sogar den Grundriß modifiziert.

Damals war im Ihmezentrum noch viel los. Viele Geschäftsleute aus der Limmerstraße hatten sich genötigt gesehen, dort eine Filiale zu eröffnen, um der gefürchteten Konkurrenz zuvorzukommen. Aus ganz Hannover kamen die Leute zum großen Supermarkt *Huma*, die Tiefgarage bot Platz für alle. Es gab, ganz wie vorgesehen, alles, einfach alles, vom Frisiersalon, über Schmuck- und Blumengeschäfte bis zum Kaufhaus. An Sonnabenden lockten Animationsprogramme die Leute an, und den Ihmeplatz schmückte ein Brunnen mit großer Edelstahlskulptur, die Eisdiele hatte ihre Tische und Stühle auf den Platz gestellt.

Aus, vorbei. Über die Gründe des Niedergangs ist viel spekuliert worden und man könnte sich dabei in justitiable Vermutungen verlieren.

Unsere Wohnung habe ich im vorigen Jahr verkauft. Und doch werde ich wohl auch künftig, wenn ich mal wieder in Linden bin, dem Ihmezentrum einen Besuch abstatten und den Fortgang des Niedergangs bestaunen – und vielleicht auch irgendwann seine Wiedergeburt. Doch nicht nur das Sterben dieses einst hoffnungsbesetzten Großprojektes fasziniert mich. Da gibt es auch eine ganz persönliche, so skurrile wie leidvolle Erinnerung, unten, in der Tiefgarage, auf P 1. [2]

Ihmezentrum, Lieferzone, 2013[3]

[1] Das Ihmezentrum fasziniert nicht nur mich: https://www.flickr.com/search?text=Ihmezentrum&sort=relevance
Meine Photos findet man hier:
https://www.flickr.com/search/?text=Ihmezentrum&sort=relevance&user_id=26480501%40N06
[2] https://www.flickr.com/photos/dierkschaefer/4944952155/in/set-72157605061052271
[3] https://www.flickr.com/photos/dierkschaefer/8740570448/in/set-72157605061052271

A Capella

Wir waren sofort aufgebrochen. Sechs Stunden mit dem Auto. Aus der Tiefgarage brachte uns einer der beiden Aufzüge ins 3. OG.

Schon an der Wohnungstür fiel mein Blick auf das Bett. Dort lag sie, die Hände gefaltet, die Augen geschlossen. Die Pflegerin hatte sie gewaschen und angezogen. Bei Tisch erzählte meine Mutter vom Ende der seit zwei Jahren zunehmenden Demenz.

Der Bestatter klingelte – und nahm mich gleich beiseite. Sie hätten ein Problem, der Sarg passe nicht in den Aufzug. Nein, die Länge sei es nicht, dafür habe er die Innentür aufschließen lassen. Zu breit sei er, und zu schwer. Er glaube nicht, daß seine Leute ihn unbeschädigt durch das Treppenhaus kriegen. Bis zum 3. OG seien das fünf Etagen. Wenn ich einverstanden wäre … - sie hätten für solche Fälle eine Trage, und dann könne man vielleicht im Vorraum zur Tiefgarage einsargen.

Eine Behelfstrage: Zwei lange Stöcke hielten das Segeltuch. Ich faßte mit an, und wir quetschten uns hautnah mit der toten Oma in den Aufzug: 2. OG, 1.OG, EG, BAS, P 1; die Tür ging auf. Die Bestattungsleute standen mit dem Sarg im Vorraum und legten meine Oma hinein.

Der zweite Aufzug kam an, die Tür öffnete sich geräuschvoll, Leute wollten raus, sahen, was los war und drängten zurück. Wir deckten meine Oma zu. Eine weiße Spitzendecke verhüllte ihren mit den Jahren klein gewordenen Körper.

Die Tür ging wieder auf. Jetzt hörte ich es: Aus dem Aufzug quoll eine Musikkapelle mit ihren Instrumenten – und wich wieder zurück. Eine Tuba blitzte im Licht des Aufzugs. Die Tür ging wieder zu. Es klirrte und schepperte.

Wir verteilten Blumen im Sarg.

Die Tür ging wieder auf. Immer noch die Kapelle. Tür wieder zu. Der Aufzug hatte sich die ganze Zeit nicht bewegt. Nur die Tür, auf und zu, auf und zu; pulsierendes Leben, vom Tode blockiert. Manchmal schaute ein Kopf heraus, ob der Weg frei. Wenn der Kopf verschwand, rasselten die Instrumente aneinander, übertönt von der Tür. Auf und zu.

Fertig! Ein Trumm von einem Sarg – und da drin meine kleine Oma. Raus aus dem Vorraum. Sie schoben den Sarg in den Leichenwagen. Klappe zu. Der Chef verabschiedete sich.

Wir sahen dem Ami-Schlitten nach, wie er durch die Tiefgarage zur Ausfahrtschranke fuhr. Die pompöse Zierbeleuchtung an den Autoscheiben gewann die Konkurrenz mit dem fahlen Licht der Neonröhren.

Hinter uns stahlen sich mit leisem Geklirr die Musiker vorbei.

Ich aber sah dieser schaurig-schön-kitschigen Kutsche nach, wie sie in Festbeleuchtung die Rampe hochfuhr in die nachmittägliche Rush-hour der Großstadt.

In mir zerriß etwas; schmerzhaft; ein Gefühl, wie ich es noch nie erlebt hatte. Mein Gesicht wohl wie der „Schrei“ von Edvard Munch, und ebenso lautlos.

Nachwort

War das schon alles?

Es gäbe natürlich noch viel mehr zu erzählen.
Ganz frühe Erinnerungen; die vielen Trümmergrundstücke, die Würstchenbuden, auch die überfüllten Straßenbahnen, in denen ich als kleiner Junge eingepfercht zwischen lauter Erwachsenen stand, immer in der Hoffnung, daß der Schaffner sich nicht durchkämpfen kann um zu kassieren. Dann konnte ich den Geldschein wieder meiner Mutter geben, die anderswo im Gewühl stand. Den Geldschein? Ja, es gab Geldscheine in Pfennigwerten: waren es 20 oder dreißig Pfennig? Die Höhe weiß ich nicht mehr. Auch der Lindener Markt, auf dem wir immer sonnabends einkauften, immer an denselben Ständen, hatte Erlebniswert. Besonders faszinierten mich die Marktschreier mit dem jeweils neuesten Gag, ein Wort, das es damals noch nicht gab. Sie zogen viele Zuschauer an – und viele ließen sich überzeugen und kauften. Auch wer alles durch unsere Straßen und Höfe kam, Photographen, die uns Kinder zu Gruppenphotos versammelten, Sänger, Musikanten, einmal eine Tanzgruppe auf Stelzen – und immer flogen aus den Fenstern in Papier gewickelte Münzen für die Darsteller. Dann kamen die Bauern aus dem Calenberger Land[1] und verkauften Gemüse, Obst und Kartoffeln, um dann im Herbst auch die Kartoffeln zur Einkellerung zu bringen, die dann im Frühjahr so lange Keime getrieben hatten, daß ich mich nicht mehr tief in die Kartoffelkiste beugen mußte. Und hin und wieder kam der Mann mit dem Türkischen Honig und wir holten uns schnell einen Groschen und bekamen die süße Köstlichkeit vom Block gehobelt in einem Stücken Papier. Auch der „Heuweg“-Wagen war nicht nur interessant, sondern im Sommer hackte der Fahrer mit dem Eispickel für uns oft ein Stück Eis von den Eisstangen, die er in die Kneipen brachte.

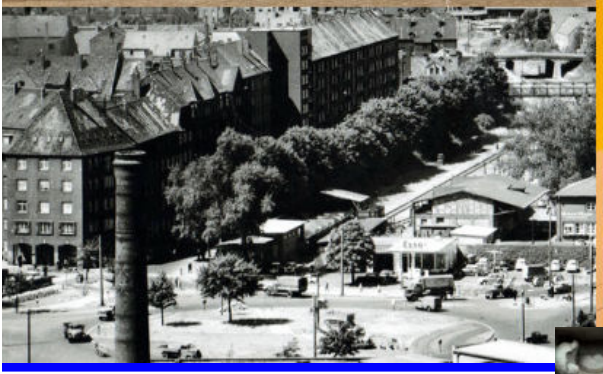
Es gäbe noch viel mehr zu erzählen. Doch ich will es gut sein lassen.

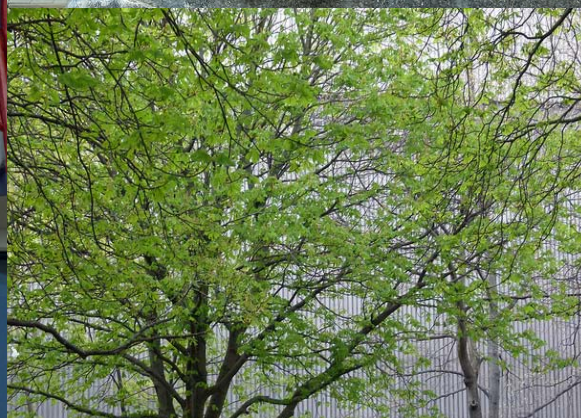
Graffiti Limmerstraße

Fünf Lebenskreise habe ich benannt. Auch da gibt es noch mehr.
Sie seien hier nur kurz angedeutet. Der sechste Lebenskreis ist die Studienzeit in Göttingen und Tübingen, Assistentenzeit mit Zweitstudium und Vikariat in Tübingen schließen sich an, einschließlich Familiengründung. Mit meiner Frau bin ich schon seit Hannover zusammen, seit 53 Jahren. Wir haben vier erwachsene Kinder und inzwischen ein Enkelkind. Damit ist die Zeit schon weit fortgeschritten.
Da wären noch zwei berufliche Lebenskreise zu nennen: meine Tätigkeit als Polizeipfarrer und dann als Tagungsleiter an der Evangelischen Akademie Bad Boll.
Mit dem Ruhestand hat der wohl letzte Lebenskreis begonnen, ausgefüllt mit der Begleitung der Lebenskreise unserer Kinder und des Enkelkindes in Holland, aber auch noch durch das Studium der Kriminologie in Tübingen, einem Blog und vielem Photographieren.

Manche Menschen verstummen im Alter, andere werden geschwätzig. Der Leser wird gemerkt haben, daß ich nicht zu den Verstummten gehöre. Damit ich nicht zu geschwätzig werde, mache ich hier einen Punkt

[1] Da stimmte die Welt wieder. In der ganz frühen Nachkriegszeit fuhren die Städter zum Hamstern aufs Land, in überfüllten Zügen oder mit dem Fahrrad, und die Bauern bestimmten die Preise, so die Erzählungen. Ob tatsächlich Teppiche in den Ställen lagen, glaube ich dann doch nicht.



Linden damals

Linden heute